



- Meinungsforschung • Analyse & Beratung
- Strategie- & Projektentwicklung • Werbung & Marketing



„Hot spots“ sozialer Konflikte und Gebietsbetreuung in Wiener Wohnhausanlagen

durchgeführt im Auftrag der MA 50
von der Arbeitsgemeinschaft IKF / TrendCom

Dr. Birgitt Haller

Dr. Evelyn David

Mag.^a Kerstin Lercher

Dr. Harry Schranz

Mag. Wolfgang Tomaschitz

Endbericht

Januar 2008

Inhalt

Einleitung	1
Auswahl der Befragungszonen	2
Auswahl der InterviewpartnerInnen	5
„Gutes Wohnen“ und Wohnzufriedenheit	8
„Was heißt für Sie gutes Wohnen?“	9
Wohnzufriedenheit	11
Zufriedenheit mit der Wohnung	13
Zufriedenheit mit Wohnhaus und -anlage	21
Zufriedenheit mit der Infrastruktur	55
Grundbedürfnisse und „gutes Wohnen“	60
Themen, an denen sich Konflikte entzünden können	63
Lärmbelästigungen	63
Müll	70
Haustiere	71
Waschküche	74
Geruchsbelästigungen	76
Vandalismus	77
„AusländerInnen“	78
Konfliktparteien	97
Generationenkonflikte I: Jugendliche versus Alte	97
Generationenkonflikte II: Kinder	99
Jugendliche gegen Jugendliche	100
AltmietterInnen versus neu zugezogenen MieterInnen	101
Konflikte zwischen „Inländern“ und „Ausländern“	104
MieterInnen gegen TierhalterInnen	107
Zaungäste bei Konflikten	107

Eskalationsstufen und Konflikttypen	109
Eskalationsstufen	109
Konflikttypen	112
Vermittlung in Konflikten	117
HausmeisterInnen	117
Gebietsbetreuung	118
Hausverwaltung, „Wiener Wohnen“	120
Empfehlungen	122
„Imagepflege“ Gemeindebau	122
„Aktion Sauberkeit“	123
„Hausmeister neu“	124
Neue Hausordnungen – maßgeschneidert, partizipativ entwickelt und allgemein bekannt	126
Gebietsbetreuung	127

Einleitung

Die dieser Studie zugrundegelegte Hypothese war, dass es in Wien „hot spots“ sozialer Konflikte oder zumindest Konfliktpotentiale gibt, die zum einen auf bestimmte Stadtteile und zum anderen auf bestimmte Wohnformen eingrenzbar sind. Soziale Konflikte werden nicht durch einzelne Faktoren ausgelöst, sondern erst das Zusammenwirken eines Bündels von Faktoren erzeugt ein Milieu, aus dem sich dann im schlimmsten Fall langanhaltende und in der Akutsituation zunächst nicht mehr lenkbare Gewaltausbrüche speisen, seien es individuelle oder kollektive.

Ziel der Untersuchung war es daher zu erheben, welche Faktoren als belastende Einschränkungen der Lebensqualität erfahren werden, und vor allem, ob sich diese Faktoren in bestimmten Regionen im Stadtgebiet auf eine Weise überschneiden, dass dabei Brennpunkte nachhaltig wirksamer Konfliktpotentiale und damit unter Umständen besonders gefährdete Zonen entstehen.

Dieser Frage wurde mittels teilstrukturierter Tiefeninterviews in fünf Stadtteilen nachgegangen, wobei die Auswahl der GesprächspartnerInnen nach verschiedenen Merkmalen wie Wohnen in Gemeindebauten/in Privathäusern, Zugehörigkeit zur autochthonen bzw. zur zugewanderten Bevölkerung, Alter sowie Geschlecht gestreut wurde. Schwerpunktthemen waren die Erwartungen an „gutes Wohnen“ und die Wohnzufriedenheit – in der Wohnung ebenso wie im Wohnumfeld –, konflikthafte Erfahrungen in Zusammenhang mit Wohnen, aber auch das Sicherheitsgefühl der Befragten in der Wohnumgebung sowie besondere Deprivationserfahrungen und Zukunftsängste. Damit wurde versucht, einen Überblick über verschiedene relevante Faktoren, die als Einschränkung der Lebensqualität erlebt werden, zu erhalten.

Die Analyse der in den Interviews sichtbar gewordenen Konfliktpotentiale, des Umgangs mit Konflikten und der Erwartungen der Befragten mündet in Empfehlungen an das Wohnbauresort der Stadt Wien, mit denen Voraussetzungen dafür geschaffen werden können, tatsächlichen und potenziellen sozialen Konflikten wirksamer zu begegnen.

Auswahl der Befragungszonen

Als Befragungszonen wurden im Einvernehmen mit der Leitung der Geschäftsstelle Wohnen, Wohnbau und Stadterneuerung Wohnanlagen in fünf Stadtteilen ausgewählt:

- für den 10. Bezirk ein Gemeindebau zwischen Gudrunstraße, Landgutgasse und Quellenstraße in Gürtelnähe sowie die Per-Albin-Hansson-Siedlung;
- im 16. Bezirk private Wohnanlagen in der Gablenzgasse, der Herbststraße, der Brunnergasse und der Neumayrgasse;
- im 20. Bezirk ein Gemeindebau und eine private Wohnanlage am Brigittaplatz;
- im 21. Bezirk der Karl-Seitz-Hof, ein Gemeindebau in der Jedleseerstraße.

Da der Forschungsansatz der vorliegenden Pilotstudie davon ausgeht, dass sogenannte „hot spots“ sozialer Konflikte im Stadtgebiet nur durch das Zusammenwirken mehrerer Faktoren zustande kommen, wurden auch in der Auswahl der Interviewzonen Wohngebiete berücksichtigt, in welchen zu vermuten ist, dass die Wohn- und Lebenssituation von mehreren ungünstigen Faktoren zugleich bestimmt wird.

Das ganze Spektrum von Einflüssen und Faktoren, die zu sozialen Konflikten führen können, konnte im vorliegenden Pilotprojekt nicht berücksichtigt werden. Dazu müssten neben den Wohnverhältnissen etwa auch Einkommenslagen, Arbeitsmarktchancen, Kriminalitätsbelastung sowie Interventionshäufigkeit von Behörden wie der Jugendwohlfahrt, den sozialen Diensten und der Gebietsbetreuung berücksichtigt werden – eine Summe von Faktoren, deren Einfluss und Zusammenspiel nur in einem weit größeren Sample abgeklärt werden könnten.

Was in der Auswahl tatsächlich berücksichtigt werden konnte, waren: das Alter und der Typ der Wohnanlagen (Gemeindebauten bzw. private Wohnhäuser), das durchschnittliche Bildungsniveau der dort ansässigen Bevölkerung, das Durchschnittsalter der BewohnerInnen sowie der Anteil an MigrantInnen und die Verkehrsanbindung.

Vor dem Hintergrund dieser Kriterien empfahl sich der Gemeindebau im **10. Bezirk** in der **Gudrunstraße** auf Grund seines Alters (Plattenbau aus den 1950er Jahren). Bei der dort ansässigen Bevölkerung überwiegt nach Bildungskriterien der Anteil der Personen mit Pflichtschule als höchster abgeschlossener Ausbildung sehr deutlich. Ebenso ist die Altersgruppe der über 60-Jährigen leicht überrepräsentiert. Der Anteil an MigrantInnen – ob eingebürgert oder

nicht – ist sowohl im Gemeindebau selbst als auch in der unmittelbar angrenzenden Wohnumgebung hoch.¹

Verkehrstechnisch ist die ausgewählte Wohnanlage durch die Nähe zur U-Bahn relativ gut versorgt.

In Favoriten wurde noch ein zweiter Gemeindebau berücksichtigt: die aus den 1970er Jahren stammende **Per-Albin-Hansson-Siedlung**, und zwar auf Grund ihrer Größe und der damit verbundenen spezifischen Schwierigkeiten wie z.B. dem Missverhältnis von Einwohnerzahl und begegnungsfördernder Infrastruktur. Vom Bildungsniveau her zeigt sich ein signifikant überdurchschnittlicher Anteil an Lehr- und FachschulabsolventInnen. Altersmäßig besteht ein deutlicher Überhang von BewohnerInnen in den Alterssegmenten ab 50 Jahren.

Verkehrsmäßig ist die Wohnbauanlage durch Bus- und Straßenbahnanschlüsse zur U-Bahn gut erschlossen.

Die Interviewzone im **16. Bezirk** zeichnet sich durch die für die Gründerzeit typischen Wohnhäuser in Gürtelnähe aus. Die Befragten bewohnen ausschließlich private Miethäuser. Obwohl die Verkehrsanbindungen gut sind (U-Bahn), ist die Verkehrsbelastung durch den Individualverkehr deutlich überdurchschnittlich.

Das Bildungsniveau der ausgewählten Wohngegend liegt deutlich unter dem Wiener Durchschnitt, der Anteil von Personen mit ausschließlich Pflichtschulabschluss ist sehr hoch. Anders als in den Interviewzonen im 10. Bezirk ist hier der Anteil an Personen unter 30 Jahren überdurchschnittlich hoch und der Anteil der über 60-Jährigen signifikant unter dem Durchschnitt. Der MigrantInnenanteil ist einer der höchsten im gesamten Wiener Stadtgebiet.

Im Gebiet um den **Brigittaplatz im 20. Bezirk** ist der MigrantInnenanteil ebenfalls hoch, wenn auch etwas geringer als in den ausgewählten Zonen im 16. Bezirk. Die formale Bildung ist leicht unterdurchschnittlich, der Anteil an MaturantInnen und StudentInnen allerdings höher als in den ausgewählten Bauten im 16. Bezirk. Die Altersstruktur der BewohnerInnen liegt im Wiener Durchschnitt.

Das Gebiet ist durch Straßenbahnanschluss zur U-Bahn relativ gut erschlossen.

Befragt wurden sowohl BewohnerInnen eines Gemeindebaus als auch eines Privathauses.

¹ Durchschnittswerte für Wien: *Bildung*: Pflichtschule: 32,2 %, Lehre: 36,59 %, Matura: 15,88 %, Universität/Hochschule: 14,79 %; *Alter*: 18-29 J.: 16,37 %, 30-39 J.: 17,75 %, 40-49 J.: 19,63 %, 50-59 J.: 15,1 %, 60+: 31,72 %; Anteil *MigrantInnen*: 10,31 %.

Der **Karl-Seitz-Hof im 21. Bezirk** gilt als typische Gemeindebausiedlung der Ersten Republik.

Der Anteil an Personen mit Pflichtschule als höchster abgeschlossener Ausbildung ist extrem hoch, auch der Anteil der Personen mit Lehr- oder Fachschulabschluss liegt deutlich über dem Schnitt. Die Bildungsschicht ist auffallend unterrepräsentiert.

Hinsichtlich der Altersstruktur ist ein leichter Überhang der über 60-Jährigen feststellbar.

Die Verkehrsanbindungen sind durchschnittlich gut.

Ohne dass dafür eine empirische Erhärtung möglich oder auch nur angestrebt wäre, waren bei der Auswahl der Interviewzonen für dieses Pilotprojekt auch Hintergrundannahmen mit ausschlaggebend, wie etwa, dass neben den „harten“ demographischen und demoskopischen Fakten durchaus auch Stimmungslagen, soweit diese für das Entstehen von Konflikten und die Möglichkeiten der Konfliktbewältigung ins Gewicht fallen, eine Rolle spielen sollen. Eine solche Hintergrundannahme war etwa, dass eine geringe Wahlbeteiligung auf einen Mangel an politisch-partizipatorischen Perspektiven hinweisen könnte, was eine relativ schwache Wohnzufriedenheit und einen hohen Frustrationsgrad als BewohnerInnen und BürgerInnen dieser Stadt vermuten lässt.

Einen geografischen „Ausreißer“ bei den Interviews stellt ein Gespräch dar, das im 19. Bezirk geführt wurde – in einem Gemeindebau aus der Ersten Republik am Döblinger Gürtel. Diese Interviewmöglichkeit ergab sich zufällig. Die Gesprächspartnerin beschrieb sowohl die in „ihrem“ Gemeindebau auftretenden Konflikte als auch den (Nicht-)Umgang mit ihnen so ausführlich, dass das Interview besonders aussagekräftig ausfiel und deshalb in die Auswertung einbezogen wurde.

Mit in die Auswahlüberlegungen einbezogen wurde auch die Stimmung, die durch die veröffentlichte Meinung z.B. zum Thema „Gemeindebau“ oder zu aktuellen Konfliktsituationen (Moscheebau im 20. Bezirk) ausgelöst bzw. verstärkt wird und dadurch auf die Situation der BewohnerInnen vor Ort zurückwirkt. Wie aus den Interviews ersichtlich, beeinflusst der „Ruf“ einer Wohngegend durchaus das Selbstverständnis und die Beurteilung der Wohnsituation vor Ort.

Auswahl der InterviewpartnerInnen

Abgesehen von der Einbeziehung von BewohnerInnen von Gemeindebauten einerseits und privaten Wohnhäusern andererseits sollten bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen auch folgende Kriterien berücksichtigt werden:

- Zugehörigkeit zur autochthonen bzw. zur zugewanderten Bevölkerung
- Zugehörigkeit zu verschiedenen Altersgruppen
- Geschlecht.

In den Befragungszonen wurde durch telefonische Vorgespräche abgeklärt, ob Interesse an einem persönlichen Interview zum Thema Wohnen in Wien bzw. im Wohnbezirk bestand. Die Reaktionen reichten von harscher Ablehnung bis zu sofortiger Terminvereinbarung. Besonders schwierig war es, InterviewpartnerInnen mit Migrationshintergrund zu gewinnen: Einerseits reichten manchmal die Deutschkenntnisse nicht aus, um ein Gespräch zu führen, das in der Transkription verständlich bleibt, andererseits schien bei dieser Zielgruppe das Misstrauen besonders hoch. Letzteres gilt auch für die Kontaktpersonen, die über 70 Jahre alt sind – zum Teil, weil Sorge und Misstrauen hinsichtlich der Vertraulichkeit eines solchen Gespräches bestand. Im Gemeindebau in der Gudrunstraße war es zum Beispiel nicht möglich, jemanden in dieser Altersgruppe zu einem Interview zu überreden. Zwar gaben manche lange Erläuterungen über die Missstände in Favoriten am Telefon ab – ohne dass es dann jedoch die Bereitschaft zu einem persönlichen Gespräch gegeben hätte. Ebenfalls schwierig war die Rekrutierung bei jungen Leuten unter 20 Jahren: Hier bestand schlicht kein Interesse.

Insgesamt waren 14 der 25 InterviewpartnerInnen Frauen, womit sich das Merkmal Geschlecht adäquat repräsentiert findet.

Schwieriger erwiesen sich – wie in den Ausführungen zur telefonischen Vorauswahl beschrieben – die Einbeziehung von MigrantInnen einerseits und eine breite Streuung der Altersgruppen andererseits. Letztlich konnten nur fünf Personen mit Migrationshintergrund zu einem Gespräch bewegt werden, und der altersmäßige Schwerpunkt liegt bei den 51- bis 60-Jährigen.

Die Altersgruppenzugehörigkeit im Einzelnen:

21 bis 30 Jahre: 6 Personen

31 bis 40 Jahre: 3

41 bis 50 Jahre: 5
51 bis 60 Jahre: 8
61 bis 70 Jahre: 3.

An zwei Interviews beteiligten sich darüber hinaus Teenager im Alter von 14 bzw. 15 Jahren, ein Bursche und ein Mädchen, beides Kinder von Migrantenfamilien, die in einem Gemeindebau wohnen.

In der **Gudrunstraße** im 10. Bezirk wurden drei in einem Gemeindebau lebende Personen befragt: ein Mann mit türkischem Migrationshintergrund, 40 Jahre alt, ein ebenfalls 40-jähriger gebürtiger Österreicher sowie eine 22-jährige gebürtige Österreicherin.

In der auch im 10. Bezirk gelegenen **Per-Albin-Hansson-Siedlung** erfolgte ebenfalls eine Interview mit einer Migrantin, einer 51-jährigen aus Polen stammenden Frau, sowie mit zwei weiteren Frauen, im Alter von 57 bzw. 63 Jahren, und einem 52-Jährigen.

Am **Brigittaplatz** im 20. Bezirk wurden ein Mann, der in einem privaten Wohnhaus lebt – ein 43-jähriger Zuwanderer aus der Türkei – und vier weitere BewohnerInnen von Gemeindebauten interviewt: zwei gebürtige Österreicherinnen, 27 Jahre und Ende vierzig, ein 58-jähriger Migrant aus Bosnien und ein 60-jähriger gebürtiger Österreicher.

Im **Karl-Seitz-Hof** im 21. Bezirk wurden sechs autochthone ÖsterreicherInnen befragt, darunter ein Ehepaar. Die drei Frauen waren 23, 49 bzw. 66 Jahre alt, die Männer 26, 40 und 58.

Die sechs InterviewpartnerInnen aus dem **16. Bezirk** wohnen alle in privaten Miethäusern. Unter ihnen war eine 29-jährige Migrantin aus der Slowakei, ein Ehepaar, beide Mitte fünfzig, zwei Frauen im Alter von 25 bzw. 70 Jahren und ein 44-Jähriger.

Schließlich wurde, wie bereits erwähnt, als Folge einer zufälligen Kontaktaufnahme eine Frau Mitte vierzig in einem **Gemeindebau** im 19. Bezirk interviewt.

Die Interviews dauerten in den meisten Fällen rund eine Stunde, manchmal etwas kürzer, selten länger, und wurden alle zur Gänze transkribiert. Da manchen Befragten die Zusicherung von Anonymität wichtig war, wurde darauf bei der Abfassung des Berichts Bedacht genom-

men, so dass insbesondere manche prägnanten Aussagen den SprecherInnen nicht eindeutig zugeordnet wurden.

„Gutes Wohnen“ und Wohnzufriedenheit

Den Einstieg in die Interviews bildete eine völlig offene Frage: Die GesprächspartnerInnen wurden gebeten, ihre ganz persönliche Definition vom „guten Wohnen“ abzugeben. Noch unbeeinflusst vom Interviewleitfaden erhielten sie so die Gelegenheit, ihre Schwerpunkte und damit ihr Relevanzsystem darzulegen. Jede/r nannte nur wenige Punkte, doch in der Summe der 25 Interviews ergab sich daraus quasi ein Kriterienkatalog – der nicht nur die für die Befragten wichtigsten Punkte enthielt, sondern auch Hinweise darauf, wo es derzeit Probleme und Konfliktpotential geben könnte. Denn bei solchen offenen Einstiegen kommen den GesprächspartnerInnen meist jene Kriterien in den Sinn, die ihnen aktuell bedeutsam erscheinen und die aus der Normalität herausfallen: also auch jene Fakten, die als besonders gut oder besonders schlecht bzw. störend empfunden werden.

Um dem explorativen Charakter der vorliegenden Studie Rechnung zu tragen, fragten wir in einem nächsten Schritt allgemein nach der Zufriedenheit mit dem Wohnen bzw. der Wohnung – wieder in offener Form. Noch einmal wurde den Befragten also die Möglichkeit gegeben, „ungelenkt“ zu denken und ihre Sichtweise wiederzugeben. Erst dann folgten die vertiefenden Fragen nach den einzelnen Kriterien für das „gute Wohnen“ und die Wohnzufriedenheit. Diese Fragen orientierten sich sowohl an den von den InterviewpartnerInnen vorgebrachten Kriterien als auch am Leitfaden.

Die Darstellung in diesem Kapitel folgt dem Ablauf der Interviews, beginnt also auch mit der Frage nach dem „guten Wohnen“, diskutiert dann die einzelnen Faktoren, die für die Wohnzufriedenheit ausschlaggebend sind, und endet schließlich mit einer kurzen theoretischen Betrachtung des Zusammenhangs zwischen menschlichen Grundbedürfnissen und „gutem Wohnen“ auf der Grundlage der Theorien des Konfliktforschers Johan Galtung.² Wo sich bei den Kriterien für die Wohnzufriedenheit Konfliktthemen ausmachen lassen, wird auf sie hingewiesen. Ausführlich behandelt werden die Konfliktthemen aber – genauso wie die Konfliktparteien und -verläufe – dann in den anschließenden Kapiteln.

² Galtung, Johan: Konflikte und Konfliktlösungen. Berlin: Homilius, 2007.

„Was heißt für Sie gutes Wohnen?“

Viele der Punkte, die auf die Eingangsfrage genannt wurden, decken sich im Großen und Ganzen mit den Kriterien, mit deren Hilfe üblicherweise die Wohnzufriedenheit erhoben und „gemessen“ wird (z.B. LISREL-Modell und konfirmatorische Faktorenanalyse, wie 2005 in „Wohnzufriedenheit und Wohnqualität in Wien“ verwendet), gleichzeitig gehen sie aber auch über diese bekannten Kategorien hinaus. Es fällt auf, dass das Umfeld – also die Wohnanlage und die Wohngegend – deutlich häufiger genannt wurde als die Wohnung selbst. Unter den interviewten Personen wollte kaum jemand die Wohnsituation ausschließlich über die eigenen vier Wände bewerten. Die meisten nannten Kriterien, die sowohl die Umgebung als auch die Wohnung betrafen – viele in einem Atemzug, ohne eine Unterscheidung zu treffen.

Gutes Wohnen. Das ist einmal die Wohnung selber, sie muss jetzt nicht unbedingt groß sein, aber von der Einteilung eben her, dass das passt und dass man sich einfach drin wohl fühlt, dass sie hell ist. Und zweitens eben die Wohngegend. Für mich ist wichtig, dass ich irgendwie eine öffentliche Anbindung habe, also U-Bahn ist natürlich das Beste.

...dass ich mich einfach in den eigenen vier Wänden wohl fühlen kann, dass ich ein Rückzugsgebiet habe, dass die Nachbarschaft stimmt, die Qualität des Wohnens, die Infrastruktur stimmt, wo ich genug Möglichkeiten zum Einkaufen hab, dass es zentral gelegen ist, dass ich keine langen Wege habe, dass ich in der Nachbarschaft Menschen hab, mit denen man auskommt.

Gutes Wohnen ist, wenn ich es halbwegs angenehm habe, wenn ich es warm habe, wenn ich mein Bad habe oder Dusche. Und wenn ich nicht weit habe zum spazieren gehen.

Was die **Wohnung** anlangt, erwähnten die Befragten keine Kriterien, die bisher nicht bekannt gewesen wären. Teils äußerten sie Forderungen auf einer allgemeinen Ebene, wie etwa „dass das mit der Wohnung passt“ oder „dass die Wohnung einfach gut ist“. Mehrheitlich sprachen sie aber spezielle Eigenschaften wie die Größe, die Kosten, die Anzahl und die Anlage der Räume, die Ausstattung (insbesondere WC, Badezimmer und Heizung), die Helligkeit, den baulichen Zustand (z.B. trockene Wände), aber auch das Vorhandensein eines Balkons oder einer Terrasse an. Das Wichtigste an der **Wohnumgebung** ist eindeutig die Infrastruktur: Einer guten Anbindung an den öffentlichen Verkehr und umfassenden Einkaufsmöglichkeiten maßen die Befragten ebenso viel Bedeutung zu wie den „grünen“ Erholungsräumen in der Umgebung. Deutlich seltener wurden Merkmale der **Wohnanlage** als Kriterien für das „gute Wohnen“ herangezogen: Die Ästhetik des Baus, die Sauberkeit und das gute Einkommen

mit den HausmeisterInnen wurde nur je zwei Mal genannt, die technische Ausstattung der Anlage (Aufzug) nur einmal.

Zwei ältere Gesprächspartnerinnen – eine 66-jährige Bewohnerin des Karl-Seitz-Hofs und eine 70-jährige Mieterin in einem Privathaus im 16. Bezirk – antworteten auf die Eingangsfrage nicht mit ihrer persönlichen Definition des „guten Wohnens“, sondern machten sofort klar, dass sie derzeit nicht „gut“ wohnen. Beide nannten denselben Grund: die Zunahme der „Ausländer“ in der Umgebung, womit sowohl die Wohnanlage als auch das weitere Wohnumfeld gemeint sind. Ähnlich reagierte eine 57-jährige Frau aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung: Sie beantwortete zwar die Einstiegsfrage, wartete aber regelrecht darauf, ihr wichtigstes Thema, nämlich „die Ausländer“, ansprechen zu können.

Gut wohnen, schön wohnen ... sag ich nur, ich wohne also in dem Haus, in der Anlage seit meiner Geburt, das war 1941. Und da war das ein Elitebau, (...) Nur ich meine, das hat sich so verändert, dass man eigentlich nicht mehr da wohnen möchte, muss ich Ihnen ganz ehrlich sagen. (...) Dabei ist der Bau wunderschön. (...) (*Was ist denn das Problem?*) (...) Ich hab wirklich kein Problem mit Ausländern, aber da wird man ausländerfeindlich, ich sage es Ihnen. Ehrlich, es ist nämlich, es kommt fast in jede neue Wohnung ..., das ist nicht gut.

(*Was verbinden Sie mit gutem Wohnen, was verstehen Sie darunter?*) Die Neumayrgasse auf gar keinen Fall (lacht) (*Wieso?*) Naja, weil wir ja 95 Prozent Ausländergegend sind. Also da sehen sie nur fünf Kinder und noch ein Kinderwagen und 17 Kopftücher, sonst nichts. Also das wird immer schlimmer Naja, ich meine, ich selber habe eine schöne Wohnung, wohnungsmäßig stimmt es, aber die Umgebung ist schrecklich

Gemeindebau ist an und für sich nichts Negatives und in letzter Zeit verändert er sich sehr. D.h. ich habe grundsätzlich mit sehr vielen Ländern zu tun, aber ich bin nicht ausländerfeindlich, weil es sind ja auch im Gemeindebau eigentlich alles Österreicher, aber es werden sehr viele Kulturen gemischt. Und das Mischen der Kulturen schafft Probleme. Denn auch wenn man sozusagen Eingebürgerter, Inländer ist, lebt man die ausländische Kultur.

Wie sich im Lauf der Interviews zeigte, sind die „Ausländer“ ein wichtiges Themenfeld, um das herum Konflikte schwelen oder bereits entstanden sind (siehe dazu „AusländerInnen“ im Kapitel über Konfliktt Themen). Wie brennend dieses Thema für einige GesprächspartnerInnen sein muss, lässt sich daran ablesen, wie schnell sie es angesprochen haben.

Immer wieder wurde das „gute Wohnen“ mit „**Wohlfühlen**“ gleichgesetzt, auffallend häufig in Zusammenhang mit der Nachbarschaft, was als Bestätigung für den hohen Stellenwert des Wohnumfelds gelesen werden kann – und einen weiteren, mehrmals erwähnten Aspekt des „guten Wohnens“ anspricht: die sozialen Kontakte zu den NachbarInnen.

Eine schöne Anlage sowieso, viel grün. Und das Wichtigste: mit der Nachbarschaft auch gute Beziehungen. Und Geschäfte auch nebenan, also nicht zu weit. Was noch dazu? Ja, man soll sich wohlfühlen ganz einfach.

...gute Wohnung, schöner Ort (...) oder in einem Viertel, wo man von den Leuten geliebt wird, respektiert wird, wo man sich wohl fühlt einfach (...) Natürlich kommt es auf die Umgebung an, eine Wohnung kann man überall finden, aber die Umgebung... muss man sich anschauen, sag ich mal.

Gutes Wohnen – wenn ich mich wohlfühle, dass ich nach Haus komme. Wenn ich meinen Frieden habe, keine Streitereien habe, keine Belästigungen habe.

Was alles zum Wohlfühlen beitragen kann und wie eine gute Nachbarschaft definiert wird – was also dazu beiträgt, dass man sich „zu Hause“ fühlt –, wurde im Laufe der Interviews deutlich. Jedes der folgenden Kapitel wird dem Idealbild des „guten Wohnens“, bei dem man sich wohl- und zu Hause fühlt, ein Stück hinzufügen – und insbesondere klar machen, was störend wirkt und daher als Konfliktpotential oder Konfliktauslöser zu betrachten ist.

Nicht nur, was gesagt wird, sondern auch welche Aspekte nicht oder kaum vorkommen, ist bei der Analyse einer offenen Frage von Interesse: So ist zu vermerken, dass das Thema Sicherheit – das in den quantitativen Erhebungen zur Wohnzufriedenheit über die Beurteilung der Wohnumgebung als ein wichtiger Indikator des „guten Wohnens“ betrachtet wird – nur von einem einzigen Interviewpartner angesprochen wurde, einem 43-jährigen eingebürgerten Migranten, der in einer privaten Mietwohnung am Brigittaplatz lebt.

Wohnzufriedenheit

Auf die offene Frage, wie zufrieden die InterviewpartnerInnen mit der Wohnung im Moment seien, gab es mehrheitlich positive Antworten, wobei die Befragten unter den Begriff „Wohnung“ häufig weit mehr subsumieren als bloß die Wohnung im engen und eigentlichen Wort-

sinn: Sie erwähnten – auch auf die Nachfrage, womit sie denn zufrieden bzw. unzufrieden seien – nicht nur Größe, Ausstattung, Anlage und Kosten der Wohnung, sondern z. B. auch die Verkehrsanbindung, die Einkaufsmöglichkeiten und die Grünflächen in der Umgebung, wie die beiden folgenden Zitate aus dem Karl-Seitz-Hof und dem Gemeindebau in der Gudrunstraße im 10. Bezirk zeigen. Der hohe Stellenwert der Wohnumgebung wird also auch bei dieser Frage bestätigt.

Zufrieden bin ich mit ... also die Wohnung gefällt mir mal sehr gut. Die Anlage ist gepflegt. Die Positionierung des Gebäudes finde ich sehr gut. Es ist eine relativ ruhige Lage. Es ist ziemlich zentral, von der Versorgung mit Märkten und Schulen, mit Freizeitangebot, finde ich das an und für sich einen tollen Platz.

Eigentlich schon zufrieden. Also jetzt bis auf das, dass eben 3. Stock und kein Aufzug, aber ein bisschen Sport kann nicht schaden. Ich meine, sie ist zwar relativ klein, also sie hat nur 36 Quadratmeter, aber es sind zwei Zimmer und für zwei Leute reicht es eigentlich. Also das ist eigentlich nicht so das Problem, und die U-Bahn in zehn Minuten, (...) und auch die Favoritenstraße gleich da.

Die Punkte, die für die Zufriedenheit ausschlaggebend sind, decken sich weitgehend mit jenen, die von den InterviewpartnerInnen schon bei der Frage nach dem „guten Wohnen“ genannt wurden. Die Angaben über den Grad der Zufriedenheit bringen einen neuen Aspekt ein: eine Bewertung dieser Kategorien und – da die Befragten klar differenzierten, mit welchen Merkmalen des Wohnens sie zufrieden bzw. unzufrieden sind – einen ersten Blick ins Detail. So fällt auf, dass alle die jeweilige Infrastruktur positiv bewerteten, dass den BewohnerInnen von Gemeindebauten zu ihrer Anlage nur Negatives einfiel³, und dass bei der Wohnung selbst etwas mehr negative als positive Bewertungen abgegeben wurden. Das eingangs erwähnte, insgesamt positive Urteil ist also hauptsächlich auf die hohe Zufriedenheit mit der Infrastruktur zurückzuführen.

Die Antworten auf die Frage nach der Wohnzufriedenheit lieferten einen weiteren Hinweis auf bestehende Konflikte. Eine Gesprächspartnerin aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung sagte: „Mit der Wohnung bin ich sehr zufrieden, mit manchem Nachbarn nicht. Es gibt so Probleme.“ Welche Probleme das sind, wird bei den „Konfliktthemen“ im Kapitel über die „AusländerInnen“ beschrieben und analysiert. Diese Befragte stammt aus Polen und dass sie so

³ Personen, die in Privathäusern wohnen, sprachen beim Thema Wohnzufriedenheit das Wohnhaus nicht an.

bald auf ihre „Probleme“ zu sprechen kommt, liegt daran, dass sie zum Zeitpunkt des Gesprächs (wieder einmal) einen ihr unangenehmen Konflikt mit einem Paar in ihrer Nachbarschaft austrägt.

In den Interviews dienten die Fragen nach der Wohnzufriedenheit also einerseits dazu, mehr über bereits bestehende Konflikte zu erfahren, aber auch dazu, Punkte auszumachen, an denen sich in Zukunft Konflikte entzünden könnten. Dahinter stand die Annahme, dass Unzufriedenheit ein erstes Indiz für einen Änderungsbedarf in diesem Bereich sein könnte. Deshalb wurden die Fragen nach der Wohnzufriedenheit auch dann im Detail analysiert, wenn sie auf den ersten Blick in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit Konflikten stehen. Die wichtigsten Ergebnisse seien hier zusammengefasst.

Zufriedenheit mit der Wohnung

Sie seien sehr zufrieden mit ihrer Wohnung, sagten die meisten GesprächspartnerInnen in einer ersten Reaktion. Die vertiefenden Fragen brachten dann aber doch Kritikpunkte ans Licht. So erwähnten einige, dass die **Wohnung zu klein** sei, wobei hier ein **deutlicher Unterschied zwischen den Befragungsorten** festzustellen ist. Drei der fünf GesprächspartnerInnen aus dem **Karl-Seitz-Hof** im 21. Bezirk thematisierten die geringe Größe ihrer Wohnung. Ein 40-jähriger Mann berichtet, er habe deshalb überlegt auszuziehen. Alles habe sich jedoch zum Guten gewendet, als er die Möglichkeit erhalten habe, seine damalige Wohnung mit der Nachbarwohnung zusammenzulegen. Die so neu entstandene Wohnung sei mit 100 Quadratmetern fast doppelt so groß wie die ursprüngliche und reiche jetzt leicht für die vierköpfige Familie. Für eine 49-jährige Gesprächspartnerin aus demselben Gemeindebau ist die etwas zu kleine Wohnung aber nach wie vor ein – wenn auch nicht der wichtigste – Grund, sich nach etwas anderem umzuschauen. Sehr wahrscheinlich wirkt ein Umzug jedoch nicht, ihr Ehemann meint nämlich, dass er zufrieden sei und davon ausgehe, dass seine beiden Töchter ohnehin in absehbarer Zeit ausziehen werden. Die dritte kritische Stimme aus dem Karl-Seitz-Hof gehört einer 23-jährigen alleinstehenden werdenden Mutter, die zwar demnächst in eine leicht größere Wohnung (ebenfalls im Karl-Seitz-Hof) umziehen wird, aber die unerschwinglichen Preise für die großen Wohnungen beklagt. Die beiden anderen Befragten aus dieser Wohnanlage leben in ihren ebenfalls eher kleinen Wohnungen allein und beklagen sich nicht über Platzmangel.

(Haben Sie sich schon einmal überlegt umzuziehen?) Habe ich mir zuerst überlegt. Es kommt aber jetzt eigentlich nicht mehr in Frage. (...) Die Wohnung war zu klein und das hat sich jetzt gelöst. (...) Mit der Zusammenlegung ist das an und für sich jetzt eine tolle Wohnung. (...) Die Nebenwohnung ist dazugekommen vor einem Jahr. (...) Es waren ursprünglich 57 m². Für vier Leute, ist schon sehr wenig. *(Ja, das ist schon klein. Wie viel haben Sie jetzt?)* Fast 100.

Mit der Wohnung selber bin ich zufrieden, obwohl sie ein bissl größer sein könnte. (...) Wir haben jetzt zirka 60 m², mit der kleinen Loggia da draußen, ich glaube, die ist dabei. Zu dritt war es ideal, zu viert ist es ein bissl beengt. Aber nachdem die Große eh schon 20 ist – was weiß man (...) ein paar Jahr nur, und dann sind sie alle zwei weg und dann ist es wieder groß genug. Obwohl meine Frau immer sagt, sie will woanders hin und eine größere Wohnung.

(Die Wohnungen sind alle so klein?) Ja, es ist sehr selten, dass man eine große erwischt, wenn, dann sind sie zusammengelegt, aber die kann sich dann überhaupt niemand leisten.

Die Wohnung ist günstig, es sind halt zwei kleine Zimmer. Das ist vollkommen ausreichend. *(Wie viel Quadratmeter sind das?)* Das müssten so 42 sein.

Eine dritte Gesprächspartnerin mit vierköpfiger Familie möchte eigentlich gerne in ihrer Wohnung am **Döblinger Gürtel** bleiben. Die 70 Quadratmeter, die auf nur zwei Zimmer verteilt sind, genügen aber nicht. Die beiden Söhne und das Elternpaar müssen sich einen Schlafraum teilen, und auch sonst fehlt es an Platz. Ein wenig Abhilfe schafft eine zusätzlich angemietete ehemalige Waschküche in der Wohnanlage, die als „Abstellraum“ dient.

Die Wohnung – an sich würde ich gerne dableiben, auch wenn sie für unsere Verhältnisse viel zu klein ist. Es sind zwar 70 Quadratmeter, sind aber zwei kleine Wohnungen zusammengelegt. Der Große bei meinen Kindern ist neun und der Kleine zweieinhalb, und man merkt den Altersunterschied. Wir haben kein Zimmer für uns. Ich schlaf bei den Kindern vor dem Stockbett auf Matratzen. (...). Was mir fehlt, ist ein Zimmer nur für die Kinder. Es ist nicht mal, dass ich ein eigenes möchte, für mich würde reichen irgendwo eine Nische, wo ich zumachen könnte.

Ganz anders stellt sich die Situation in der **Per-Albin-Hansson-Siedlung** im 10. Bezirk dar: Hier sind die GesprächspartnerInnen mit der Größe der Wohnung überaus zufrieden. Sie haben im Vergleich zu den anderen Befragten größere Wohnungen, insbesondere wenn man die Anzahl der dort (noch) wohnenden Personen mit einbezieht. Von den vier Befragten leben zwei mit ihren EhepartnerInnen in Maisonetten von 130 Quadratmetern, einer mit seiner Frau in einer Wohnung von etwa 100 Quadratmetern und eine mit ihrem Mann und ihrem halbwüchsigen Sohn auf rund 80 Quadratmetern.

Die InterviewpartnerInnen aus den Gemeindebauten in der **Gudrunstraße** und am **Brigittaplatz** wohnen in deutlich kleineren Wohnungen als jene aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung. Trotzdem scheinen die fehlenden Quadratmeter ihnen weniger auszumachen als den interviewten BewohnerInnen des Karl-Seitz-Hofs. Sie argumentierten mit den niedrigen **Mietkosten**: Das PreisLeistungsverhältnis sei so gut, dass es dafür stehe, weniger Platz zur Verfügung zu haben. Ein junges Paar sieht sich zwar immer wieder nach einer größeren Wohnung um, doch der niedrige Mietpreis gebe dann doch den Ausschlag dafür, dass sie in der kleinen Wohnung in der Gudrunstraße blieben, erzählt die 22-jährige Frau.

Wir reden schon hin und wieder über Umziehen, aber wenn man sich dann anschaut, was andere Wohnungen kosten und so, sagen wir eben immer, wir bleiben so lange wie möglich da, weil du findest einfach nie wieder so etwas. Also das ist ein Glücksfall.

Für viele GesprächspartnerInnen ist der niedrige Mietpreis ein gewichtiges Argument für eine Gemeindewohnung. Nicht nur das eben erwähnte junge Paar aus dem 10. Bezirk – das übrigens rund 140 Euro monatlich für die 36-Quadratmeter-Wohnung zahlt –, sondern auch ein weiterer Interviewpartner bleiben unter anderem wegen der extrem niedrigen Kosten in der Wohnhausanlage in der Gudrunstraße. Dabei geht es aber nicht nur um Sparsamkeit, einige der Befragten können sich schlichtweg keine höhere Miete leisten. Das gilt für GesprächspartnerInnen im Karl-Seitz-Hof, in der Gudrunstraße und am Brigittaplatz, wo der 58-jährige Befragte wohnt, von dem das folgende Zitat stammt.

Ich habe ja auch eine solche Wohnung... 55 Quadratmeter. Nicht mehr, das kann ich mir nicht leisten. Und nicht weniger, dass auch meine Tochter ihr Zimmer hat, Schlafzimmer und so, also halbwegs...ein bisschen größer. Ich hatte auch schon ein Zimmer, Küche, Klo und Wasser draußen.

Auch in dieser Hinsicht unterscheidet sich die Per-Albin-Hansson-Siedlung von den anderen untersuchten Gemeindebauten: Als die ersten MieterInnen vor rund 30 Jahren dort einzogen, sei die Miete im Vergleich zu anderen überdurchschnittlich teuer gewesen, erzählte ein 57-jähriger Gesprächspartner. Damals habe man ihn gefragt, ob er „wahnsinnig sei, eine Gemeindewohnung um diesen Preis zu nehmen“. Inzwischen, so meint er, sei die Wohnung angesichts ihrer Größe und Ausstattung preiswert. Diese Ansicht teilen auch die anderen Befragten aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung, die alle etwa 500 bis 600 Euro Monatsmiete zahlen.

Wenn neben der Größe auch der Preis nicht passt, wird ein gänzlich negatives Urteil über die Wohnung gefällt, wie das Beispiel des einzigen rundum unzufriedenen Gesprächspartners zeigt. Der aus der Türkei stammende Mann, der in einer privat gemieteten Einzimmerwohnung am Brigittaplatz wohnt, wünscht sich, „sie sollten richtige Wohnungen bauen, nicht so Hütten.“, denn wo er geboren ist, „gibt es keine solche Wohnung, habe ich noch nie gesehen. (...) Schlafzimmer und Wohnzimmer gibt es immer, einen Raum, das hab ich nie gesehen.“ Etwas Besseres habe er aber nicht gefunden. In dem Miethaus, in dem er wohnt, seien immer Wohnungen frei, weil der Mietpreis so hoch sei. Aber auch er findet etwas Positives an der kleinen Wohnung: So könnten er und sein Frau sich jederzeit miteinander unterhalten, und die wenigen Quadratmeter seien leicht zu heizen.

Etwas Besseres haben wir nicht gefunden. (...) Es wird hier immer wieder was frei, weil so hohe Mieten sind. 325 Euro zahle ich hier, 35 Quadratmeter. Nur im Notfall kann man hier wohnen ja. (...)

Die positiven Seiten dieser Wohnung: Sie ist so kompakt, so klein – während meine Frau kochen tut, kann man sich unterhalten. (...) Sie ist auch zufrieden beim Kochen, fühlt sich nicht allein. Fernseher ist da, ich bin auch hier, wir können uns unterhalten, und sie kann Fernsehen schauen während dem Kochen. Da ist was Positives dran, weil sich die Raumtemperatur schnell erwärmt. (...) Negatives [gibt es] genügend in der Wohnung drinnen.

Angesichts geringer Mietkosten sind manche InterviewpartnerInnen bereit, nicht nur die fehlenden Quadratmeter, sondern auch noch andere Nachteile ihrer Wohnung in Kauf zu nehmen. Meist betreffen diese die **Ausstattung**. So berichteten zwei Befragte aus dem Gemeindebau am Brigittaplatz, die Fenster seien so alt und schlecht, dass es regelrecht hineinziehe. Dass er gerne neue Fenster hätte, habe er bereits bei „Wiener Wohnen“ deponiert, sagte der 58-jährige Gesprächspartner. Dort habe er die Auskunft bekommen, dass er neue Fenster einbauen könne, allerdings auf eigene Kosten – und das könne er sich nicht leisten. Ähnlich geht es der anderen Mieterin mit den alten Fenstern: Auch sie möchte die neuen nicht finanzieren – unter anderem, weil sie fürchtet, dann für die aufgewertete Wohnung mehr Miete zahlen zu müssen. Aus demselben Grund lässt sie keine neue Heizung einbauen, sondern wärmt die gesamte Wohnung mit einem einzigen Gasofen.

Die Fenster sind wirklich nicht in Ordnung. (...) Die sind nicht dicht. Die Heizung ist eh ok, da sind wir zufrieden, aber z.B. wenn der Wind pfeift – dann durch die Türe, durch mein Schlafzimmer durch [lacht]. Meine Frau gibt immer was zum Fenster, wenn es so ein bisschen zieht. Na gut, man kann nicht mehr verlangen. (...)

Dann bin ich gegangen zu dem, der dort drin ist, habe ich gefragt. [Er:] „Ja gut, kannst du machen, aber wenn du ausziehst, ist ja egal, in einem halben Jahr oder einem Jahr oder 50 Jahren, dann bekommst du also 30 Prozent zurück, mehr nicht.“

(Wie zufrieden bist du mit der Wohnung allgemein? Was passt, was passt nicht?) (...) Die Fenster sind vielleicht undicht, und es ist keine Zentralheizung (...). Ich hab halt diesen Gasofen für die ganze Wohnung aber (...) ich bin da sehr genügsam, mir reicht das eigentlich. (...)

Für den Preis bin ich überhaupt froh, dass ich das so günstig habe. Also ich kann es ehrlich sagen, es sind 228 Euro, das ist eh super. Deswegen, um den Preis, wegen der Fenster, wurscht, ob Fenster... (...) Weil ich hab oft gehört vom Kollegen, der hat die Fenster und die Heizung erneuern lassen, da ist die Miete gleich viel mehr erhöht worden. Deswegen mach ich das nicht.

Ebenfalls am Brigittaplatz muss ein 60-jähriger Bewohner auf den gewohnten Garten verzichten, seit er hier eingezogen ist – angesichts des niedrigen Mietpreises kann er damit leben. Ein 29-jähriger Gesprächspartner musste nach einem beruflichen Abstieg aus seiner Dachwohnung mit Terrasse in eine 42-Quadratmeter-Wohnung im Karl-Seitz-Hof übersiedeln. Dass er jetzt nur mehr einen kleinen nord-ost-seitigen Balkon hat, ist für ihn angesichts des Mietpreises akzeptabel. Eine Bewohnerin einer Mietwohnung im 16. Bezirk ist zwar mit der Raumaufteilung nicht zufrieden, für einen „Schnäppchen-Preis“ nimmt sie diese Einschränkung jedoch gerne in Kauf.

Rund 150 Euro zahle ich pro Monat, das ist also inklusive Betriebskosten. Da muss ich sagen, das ist für mich natürlich schon akzeptabel. (...)

Die Wohnung an und für sich ist nicht schlecht. Gefällt mir eh ganz gut. Nein, fühl ich mich eh wohl. Natürlich, wenn man gewöhnt ist, dass man in einem Garten ist und immer in der frischen Luft und der Natur, ist es eine Umstellung, aber naja, ich hab das mittlerweile bewerkstelligt.

Da gibt es einen kleinen, lieben Balkon, der geht in den Hof. Ok, es ist halt nord-ost-seitig, also nur in der Früh Sonne. Aber ok, ich meine, bei dem Preis, kann man sich jetzt auch nicht ... Das vorher war eine Dachgeschosswohnung mit Dachterrasse. Natürlich war das ein bissl ein Abstieg. Am Anfang hat es mich schon ein bissl gestört, aber wie gesagt, das ist eine Preissache. Und die Wohnung ist supergünstig.

Die Räume sind nicht so gut aufgeteilt, aber das nehme ich in Kauf, weil der Preis stimmt einfach. (...) Die Miete ist ja nicht so hoch, das sind 360 Euro, das wurde jetzt 370, aber das finde ich nicht so schlimm. *(Für zwei Personen? Wie viele Quadratmeter hat die?)* 55. (...) Da haben wir ein Schnäppchen gekriegt.

Im Großen und Ganzen gibt es an der Ausstattung der Gemeindewohnungen kaum Kritik. Die BewohnerInnen der Anlagen aus der Zwischenkriegszeit haben alle Badezimmer oder zumindest Duschen eingebaut. Am höchsten ist die Zufriedenheit mit der Ausstattung in der Per-Albin-Hansson-Siedlung, wo alle Befragten zumindest einen Balkon haben, die beiden GesprächspartnerInnen mit Maisonetten sogar eine Terrasse und einen Balkon.

Ein mehrmals erwähnter Grund, mit der Wohnung nicht ganz zufrieden zu sein, betrifft in gewisser Weise die Wohnung und die Wohnumgebung: der **Straßenlärm**. Zwar haben alle Befragten, die in Gegenden mit höherem Verkehrsaufkommen wohnen, moderne Lärmschutzfenster, aber zumindest im Sommer dringt der Lärm bei geöffneten Fenstern in die Wohnung ein und beeinträchtigt das Wohnen. GesprächspartnerInnen aus den Wohnanlagen in der Gudrunstraße und am Brigittaplatz sowie aus dem Karl-Seitz-Hof beklagten sich über den starken Verkehrslärm – insbesondere in der Nacht. Der 40-jährige Interviewpartner aus der Gudrunstraße erzählt, dass er außerdem immer wieder auch die Züge der nahen Südbahn höre.

Es ist eine große Kreuzung in der Nähe, also vielleicht 100 Meter weit weg. In der Nacht, wenn es sehr leise ist, fahren trotzdem relativ viele Autos. Da hört man schon die Autos – manchmal ist mir das unangenehm. (...) (*Der Straßenlärm kommt bis in die Wohnung?*) Kommt rein, ja. Obwohl ich nach innen wohne, in so einen Wohnhof, aber trotzdem gibt es den Straßenlärm von der Kreuzung rein. Der kommt von der Seite herein, wo offen ist, wo kein Haus ist. Das ist so ein bisschen unangenehm. Und auf Grund des Ortes, das ist ja in der Nähe vom Südbahnhof, in der Nähe vom Südtiroler Platz, man hört die Züge. (...) Das stört mich eigentlich nicht größer, aber wenn man sich hinlegt und schlecht schlafen kann, dann kann es durchaus sein, dass einen die Sirene wieder aus dem Schlaf haut. (...) Wenn die Fenster offen sind. Wenn sie zu sind – ich habe moderne Fenster – ist alles aus, also da gibt es auch keinen Verkehrslärm und so weiter. Aber im Sommer habe ich gerne offen.

Die Fenster sind runter zur Jägerstrasse. Natürlich klar, Lärm, aber nicht Personen. Autolärm, Straßenbahnlärm, das ist natürlich ein Handicap, aber da kann man nichts machen.

Die erste Nacht war es schon laut, aber man gewöhnt sich dran. Weil ich hab auch gedacht, um Gottes Willen, das kann ich nicht aushalten. Da ist die Straßenbahn und die Autos und so, aber nach einer Woche hörst das dann gar nicht mehr so.

Ich wohne genau da in der Jedleseerstraße, also ich hab den Durchzugsverkehr. Also das ist schlimm, jetzt im Winter geht's, weil man die Fenster zu hat. Aber wenn man sie im Sommer oder Frühling aufmacht, man kann oft nicht einmal, da könnte man vielleicht nicht so reden. (*Da müssten wir schreien miteinander.*) Da müsste man miteinander schreien, oder ein Radio

brauchst gar nicht aufdrehen, weil da hörst eh fast nichts davon. Es sind natürlich auch Zeiten, wo der Verkehr sich beruhigt, aber die meiste Zeit ist, ist schon sehr sehr stark

Über das starke Verkehrsaufkommen und den damit zusammenhängenden Lärm und die **Luftverschmutzung** beschwert sich auch ein Paar aus der Herbststraße im 16. Bezirk. Zwar seien Baumaßnahmen zur Geschwindigkeitsdrosselung durchgeführt worden, noch sei aber viel zu viel Verkehr in ihrer Umgebung. Das hänge auch mit den BesucherInnen des nahen Shopping-Centers und der Wiener Stadthalle zusammen. Besonders störend sei, dass eine Ampel in der Nähe in der Nacht nicht abgeschaltet werde: Die bei Rot wartenden AutofahrerInnen gäben ihrer Ungeduld allzu oft lautstark mit dem Gaspedal Ausdruck.

(Frau) Die Gasse wurde ein bisschen verkehrsberuhigt. Ein bisschen. Es war schon noch schlechter, aber es ist schlecht genug, laut. Wir schlafen leider gassenseitig. (...) (*Aber Verkehr, das hat sich also gebessert, haben Sie gesagt?*) (Frau) Leicht. Die haben so Ohren gemacht bei der Kirchstettengasse, verschmälert oben die Einfahrt und dadurch ist es nicht so eine Rennstrecke mehr, wie es einmal war. Aber es ist leider eine Durchzugsgasse hinüber in den 17. –

(Mann) Aber nur zu Stoßzeiten, das ist das Problem. Man weiß genau in der Früh... – (Frau) Ja, in der Nacht geht's. – (Mann) Und am Abend und sonst eigentlich, oder wenn in der Stadthalle eine Veranstaltung ist – (Frau) Ja, da ist es auch laut. (...) – (Mann) Und sonst von der Lugner City natürlich auch, wenn es aus ist. (...) Das heißt, es ist grad die Kreuzung, die stärker frequentiert ist. Aber das kriegen wir auch nicht so... – (Frau) Aber schon, der Samstag, weil früher am Nachmittag die Geschäfte zu waren, seit das jetzt so jahrelang ist, ist es wesentlich lauter. Durch die Lugner City, die ist eine große Lärmquelle, leider. Wir gehen auch hin einkaufen, aber die, eigentlich gehört so was nicht mitten ins Wohngebiet. Drum bin ich auch für die Sonntagsruhe, nicht aus religiösen Gründen primär, nebenbei auch, aber primär eigentlich wegen der Ruhe. Weil am Sonntag ist wesentlich ruhiger. (...)

Bzw. auch diese Ampel da, da war mein Bruder schon dahinter und eine Zeit lang haben sie es auch gehabt, dass sie es in der Nacht auf gelb blinken gehabt haben, weil das genügt, aber weil so viele Unfälle doch weiterhin waren, weil die Leute einfach nicht schauen, haben sie es wieder zurückgeschaltet auf normal. Und das ist lästig, wenn die in der Nacht da stehen bei Rot und [macht aufheulende Motorengeräusche nach] das ist nicht notwendig.

Es gibt eine Quelle der Unzufriedenheit, die sich nur in den Interviews mit MieterInnen von Wohnungen in Privathäusern fand: die befristeten Mietverträge. Das habe zur Folge, erzählen die GesprächspartnerInnen, dass man keine Investitionen tätige, weil man ohnehin nur wenige Jahre in der Wohnung bleibe – obwohl man sich die eine oder andere Renovierung wünsche. Außerdem sei man, wenn es um Vertragsverlängerungen gehe, auf das Wohlwollen der Ver-

mieterInnen angewiesen, weshalb es nicht ratsam sei, einen Streit vom Zaun zu brechen – auch wenn der Mietpreis eigentlich zu hoch sei. Gleichsam eine Bestätigung für diese Meinung, die ein Befragter äußerte, der am Brigittaplatz wohnt, ist die Geschichte eines Interviewpartners aus Ottakring, der – nachdem er ein Erkenntnis der Schiedsgerichtsstelle über die Miethöhe erzwungen hat – nicht mehr mit einer Vertragsverlängerung rechnen kann.

Wir reden darüber und dass die Miete zu hoch ist, aber wir können es auch nicht ändern (*Oder zur Mietervereinigung - sind Sie da schon einmal hingegangen?*) Nein, weil unsere Vertrag befristet ist (...). Hauptmieter, aber befristet fünf Jahre (...) und deswegen, wenn ich jetzt hingehere irgendwohin, meine Recht ansuche, (...) wird nicht verlängert. Dann muss ich so schnell wie möglich eine andere Wohnung suchen. Das ist das Problem. Deshalb kann ich nichts machen.

Ich habe einen befristeten Mietvertrag. Es läuft ein Verfahren über die Mietervereinigung, was die Miethöhe betrifft, die ich gezahlt habe. Es liegt ein Erkenntnis der Schiedsgerichtsstelle vor. (...) Speziell mit dieser Wohnung habe ich die Erfahrung gemacht, dass es nicht ganz einfach ist, nicht über den Tisch gezogen zu werden. Dabei meine ich jetzt nicht einmal die Miethöhe, sondern das ganze Drumherum mit Versprechungen, Vertragsverlängerungen, Einbauten. (...) Ich war hier ja an sich sehr zufrieden. Nur natürlich, da es nie klar war, dass ich einen unbefristeten Mietvertrag vielleicht kriege ...ich hätte das eine oder andere in der Wohnung natürlich verändert.

Resümee

Die Zufriedenheit mit der Wohnung, also mit den eigenen vier Wänden, scheint nicht mit der Konfliktneigung zusammenzuhängen. Es gab unter den Befragten Personen, die mit ihrer Wohnung überaus zufrieden sind und keinesfalls ausziehen wollen, und doch regelmäßig an Konflikten beteiligt sind. Andererseits gab es auch InterviewpartnerInnen, die Kritik an der Wohnung äußerten, aber niemals einen Konflikt austragen. Die meisten Befragten bewegen sich zwischen diesen beiden Extremen.

Es mag sein, dass Unzufriedenheit im Allgemeinen die Reizbarkeit und damit die Konfliktbereitschaft steigert – und dass das auch für die Wohnzufriedenheit gilt. Aus dem in dieser Studie erhobenen empirischen Material ist diese Annahme jedoch nicht zu bestätigen.

Einzig die dünnen Wände, die den Lärm aus den Nachbarwohnungen allzu sehr durchlassen, führen regelmäßig zu Konflikten zwischen den Hausparteien. (siehe dazu Kapitel über „Konfliktthemen“).

Zufriedenheit mit Wohnhaus und -anlage

Das Haus und die Anlage, in denen man wohnt, nehmen eine Zwischenstellung zwischen „innen“ und „außen“ ein: Man ist nicht mehr in der Privatsphäre der eigenen vier Wände, aber in gewisser Weise noch im vertrauten „zu Hause“. Ein Paar – er 58, sie 49 Jahre alt – vergleicht den Karl-Seitz-Hof, in dem es seit 20 Jahren wohnt, mit einem Dorf in der Stadt.

(Frau) Es ist hier schon irgendwie ländlich, es ist halt überschaubar. Dadurch, dass das ein riesiger Bau ist, ist er nicht so ...wie soll ich sagen ...wie in der Großstadt ...durch diese Höfe.

(Mann) Es ist doch klein, siehst eh...

Eine 66-jährige Gesprächspartnerin schlägt in dieselbe Kerbe: Man habe früher die anderen BewohnerInnen gut gekannt und daher auch einschätzen können.

Da hast alle Leute gekannt, da hast genau gewusst, wie du zu wem stehst, was einer von Dir will, also mir hat das immer, das war wie in einem kleinen Dorf, also mir hat es immer getaugt.

Als die heute 45-jährige Interviewpartnerin aus Döbling Mitte der 1980er-Jahre in ihre Wohnung zog, hatte die damals alleinstehende junge Frau viele soziale Kontakte im Gemeindebau. Insbesondere die Hausmeisterin, bei der sie noch persönlich den „Zins“ zahlte, traf sie regelmäßig. Kaffee trinken und „tratschen“ – diese Beschreibung des Lebens in der Gemeindebauanlage betont die Vertrautheit in der unmittelbaren Nachbarschaft.

Ich habe damals auch noch Zins gezahlt direkt bei der damaligen Hausmeisterin. Das war schön, weil bei der war ich auch dann immer unten. Also die hat auch auf derselben Stiege gewohnt, und da war ich dann so auch nicht nur zum Zins zahlen unten, sondern auch so. Die hat mich dann auch geholt, wenn ich vom Dienst gekommen bin, mit ihr was tratschen. Und man hat immer geplaudert, da gegessen und geplaudert, und das war eben auch schön, weil ich war alleine und damals also 84, 85 hab ich die Wohnung dann bekommen, wie alt war ich da – 63-er Jahrgang: 22. Also, (...) ein junges Mädchen alleine und irgendwo, ich hab mich eigentlich da wohl gefühlt. (...) Und das andere rundherum, mit den Mietern damals, war eigentlich auch noch gut, kann nur Positives sagen. Es hat sich im Laufe der Zeit verändert.

Aus den Erzählungen dieser vier Befragten wird klar, dass sie sich mit dem Karl-Seitz-Hof bzw. dem Gemeindebau in Döbling und den BewohnerInnen **identifiziert haben** – mit Betonung auf der Vergangenheit. Die neu hinzugezogenen MieterInnen, nicht nur, aber insbesondere die „AusländerInnen“, sind fremd im wahren Sinn des Wortes, sie passen nicht in die bestehende Gemeinschaft, und schlimmer noch: Sie machen keine Anstalten sich anzupassen, sie wollen also gar nicht „dazu gehören“ (siehe dazu „AusländerInnen“ im Kapitel „Konflikt-

themen“). Damit zerstören sie aber die „Dorfgemeinschaft“, mit der sich die vier alt Eingesessenen identifizieren. Die Hausanlage wird ihnen immer weniger vertraut, die eigenen vier Wände entwickeln sich zum Refugium, wie der männliche Teil des Paares aus dem Karl-Seitz-Hof, aber auch die Gesprächspartnerin aus Döbling erläutern.

Ich komme heim und das sind meine vier Wände, das ist mein Schloss oder meine Burg – aus. Bis vor 4, 5 Jahren sind wir auch noch oft im Hof unten gesessen, im Sommer oder was. Das kannst du heute auch nicht mehr.

(Würden Sie jetzt so in Summe sagen, dass Sie sich hier wohl fühlen? Wohnung, Wohnhausanlage...) Sie treffen den Nerv. (...) Wohnhausanlage: jein. Im Lauf der Zeit bin ich dazu übergegangen, nur mehr für mich zu schauen. Wenn ich etwas sehe, dass etwas ist, dann werde ich sicher unterstützend mitwirken. Allerdings, ich gehe da raus, ich gehe arbeiten, ich gehe mit meinen Kindern fort, wie auch immer – ich komme herein: Dass Wohngefühl ist nicht mehr das, das ich einmal hatte, durch die vielen Ereignisse, die im Lauf der Jahre stattgefunden haben.

Nicht in jeder Wohnanlage sind die Kontakte zwischen den NachbarInnen so eng, wie sie im Karl-Seitz-Hof waren und teilweise noch zu sein scheinen. In der Per-Albin-Hansson-Siedlung zum Beispiel kennen die Befragten meist nur die NachbarInnen, die in ihrem Gang wohnen. Und sie sagen übereinstimmend, dass sie sich einen intensiveren Kontakt mit den anderen HausbewohnerInnen auch gar nicht wünschen. Trotzdem sind auch hier Hinweise auszumachen, dass die GesprächspartnerInnen sich mit der Hausanlage identifizieren. So beanstandet zum Beispiel ein 52-jähriger Gesprächspartner gleich zu Beginn bei der Frage nach der Wohnzufriedenheit – also nicht erst bei der späteren vertiefenden Frage nach der Zufriedenheit mit der Wohnanlage – die regelmäßig stattfindenden **Vandalenakte** an den Fenstern, Türen und Hauswänden, die in die Höfe der Anlage schauen.

... das waren eigentlich die Dinge, mit denen ich nicht so zufrieden bin, ja, und dass es natürlich auch, wie Sie unten vielleicht bemerkt haben, da kann im Prinzip niemand was dafür, außer die Leute selber, dass alles angeschmiert und beschädigt wird, die Scheiben eingeschlagen werden, also dass ist nicht das, was ich mir unter angenehmem Wohnen vorstelle, weil es kostet ja auch uns Mieter, das alles wieder herzurichten.

So wie man die eigene Wohnung ordentlich und sauber hält, sollte auch die „eigene“ Wohnanlage gepflegt und instand gehalten werden – das scheint der Gedanke zu sein, der hinter der Kritik jener InterviewpartnerInnen steht, die sich mit ihrer Wohnanlage identifizieren.

Bestätigung findet diese Annahme durch den zweiten auf die Wohnanlage bezogenen Kritikpunkt, der spontan auf die allgemeine Frage nach der Wohnzufriedenheit geäußert wurde. Ein 40-jähriger, ansonsten überaus zufriedener Bewohner des Karl-Seitz-Hofs bedauerte ausführlich, dass es keine **HausmeisterInnen** mehr gebe. Die HausbesorgerInnen hätten sich um die Anlage mehr gekümmert als die Firmen, die derzeit für die Hausbetreuung zuständig seien, hätten ordentlicher geputzt und außerdem die Funktion von Kommunikationsdrehscheiben gehabt. Den Unterschied zwischen den beiden Hausbetreuungsformen machte er an einem Beispiel fest: Früher habe der Hausmeister den Schlüssel zu dem Tor gehabt, das in die weitläufige Anlage führt. Das Tor sei nur in Ausnahmefällen aufgesperrt worden, wenn zum Beispiel eine Übersiedlung stattfand. Heute könne man jederzeit mit dem Auto durch das stets offene Tor fahren, und deshalb parke fast immer ein Auto im Hof, was ihn sehr störe. Es sei nicht anders zu machen, denn es gebe ja niemanden mehr, der immer anwesend sei und sich um die Anlage kümmere.

Früher war halt immer das Eingangstür zu, und er hat einen Schlüssel gehabt und hat halt nur aufgemacht, wenn irgendetwas Außergewöhnliches war. Jetzt ist die Tür halt dauernd offen, und Verschiedene pfeifen sich halt nichts – wenn jemand schlecht geht oder was, dass man hineinfährt, dann finde ich das in Ordnung. Wenn jemand das als Parkplatz verwendet und das regelmäßig... ich meine, ich komme auch manchmal nur kurz nach Haus und dann bleibe ich trotzdem draußen stehen. Und wenn ich einkaufen bin und zwei Kisten Mineral habe, dann bleibe ich trotzdem draußen stehen und trage sie herein. (*Und manche Leute benutzen den Hof als Dauerparkplatz?*) Also stärker, regelmäßiger. Also es nicht so, dass sie da über Nacht jetzt herinnen stehen, aber sagen wir so, ich habe es genossen, wenn ich drüben rausgeschaut hab, dass ich die Grünanlage habe und keine Autos mehr sehe.

Und noch ein dritter Punkt wurde bei Frage nach der Wohnzufriedenheit kritisch erwähnt: die schlechte Qualität der **Bausubstanz** – wieder von dem oben zitierten 52-jährigen Mieter aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung. Sowohl die Wärme- als auch die Schallisolierung ließen viel zu wünschen übrig.

Die Bausubstanz ist nicht die Optimale, (...) wenn es im Sommer 30 Grad draußen hat, haben wir 40 Grad am Gang, wenn es im Winter kalt ist, haben wir Minusgrade draußen, also das ist nicht optimal gelöst. Wenn man irgendwo Stemmarbeiten macht, muss man aufpassen, dass man durch die Gipswände nicht durchkommt. Die Schallisolierung, wie Sie grad hören, ist auch nicht super. (lacht)

Diese drei Punkte – Vandalenakte, Fehlen der HausmeisterInnen, schlechte Bausubstanz – waren die einzigen, die den GesprächspartnerInnen auf die Frage nach der Wohnzufriedenheit

im Zusammenhang mit der Hausanlage einfielen. Wie die im Interview später folgenden vertiefenden Fragen über die Zufriedenheit mit den Wohnanlagen und -häusern zeigen, sind damit auch schon die für diesen Wohnbereich wichtigsten Themen angesprochen, denn das Thema HausbesorgerInnen wird häufig – wie auch im Zitat oben – mit der Sauberkeit der Anlagen und dem Umgang der MieterInnen mit ihrem Müll und Mist in Verbindung gebracht. Im Folgenden werden drei dieser vier Aspekte anhand der Interviews analysiert (zur schlechten Bausubstanz siehe „Lärmbelästigungen“ im Kapitel „Konfliktthemen“) und außerdem durch drei Punkte ergänzt: Einer stammt aus dem Leitfaden und betrifft das Sicherheitsgefühl in der Anlage; die beiden anderen kamen von den Befragten und beziehen sich auf die Höfe der Anlagen und auf wildlebende Tiere, die zu Plagen werden.

Das Leben im Hof der Wohnanlagen

Alle Gemeindebauten, in denen die befragten Personen leben, haben Höfe, die ein wenig den Charakter von grünen Oasen in der Großstadt haben. Doch das Idyll trägt, gerade das Leben in den Höfen gibt immer wieder Anlass für Unzufriedenheit und für Konflikte, wie die Interviews zeigten. Auch aus dem Gespräch mit einem Paar, das in einem privaten Mietshaus mit einem kleinen begrünten Innenhof wohnt, wird klar, dass die Nutzung der Höfe keineswegs selbstverständlich ist:

(Mann) Wie unsere Mädels klein waren, da war im Hof noch kein Zugang. (Frau) Nichts, kein Spielen im Hof, gar nichts. Das haben wir erst mühsam... (...) (Mann) Aber dann durch ihn [Anm.: der 12-jährige Sohn] und die Nachbarskinder ist dann da eine gewisse Emanzipation passiert. Und es gibt eine Sandkiste unten, es gibt ein Gartenhäusl unten.

Kinder und alte Leute sind es, die in den Höfen meist anzutreffen sind: Die einen wollen spielen, die anderen in Ruhe auf einer Bank sitzen. Und schon ist eine Konstellation gegeben, in der Unstimmigkeiten auftreten können. Hinzu kommt, dass es laut Hausordnung in allen untersuchten Gemeindebauten den Kindern verboten ist, in den Höfen zum Beispiel Rad zu fahren und Ball zu spielen. Um es den Kindern – und ihren Eltern – trotzdem zu ermöglichen, den Vorteil der „grünen Oasen“ vor der Haustür zu nutzen, wurden in manchen Wohnanlagen den Kindern eigene Orte zugewiesen: Spielplätze für die Kleinen, Käfige zum Ballspielen für die Größeren. Diese Lösung trägt jedoch nicht dazu bei, einen weiteren Konfliktherd zu mindern: den Lärm, den die Kinder und Jugendlichen beim Spielen machen. Ganz im Gegenteil: Dort, wo sich viele Kinder aufhalten, ist es besonders laut (siehe „Lärmbelästigungen“ im

Kapitel „Konfliktthemen“). Deutlich wird das etwa in der weitläufigen Per-Albin-Hansson-Siedlung.

Die Befragten selbst nutzen die Höfe nicht – oder nicht mehr, wie etwa das zu Anfang dieses Kapitels zitierte Paar aus dem Karl-Seitz-Hof, dessen Wohnung zunehmend zur schützenden Burg vor der Umwelt wird. Eine 27-jährige Interviewpartnerin vom Brigittaplatz erklärt, dass sie zwar als Kind im Hof gespielt habe, jetzt aber keine Lust verspüre, ihre Zeit dort mit den älteren „Tratschweibern“ zu verbringen.

Aus der Gudrunstraße berichteten ein 40-jähriger Mann und eine 22-jährige Frau, dass sie selbst nie im Hof seien und auch nicht beobachtet hätten, dass andere Erwachsene ihre Zeit dort verbringen.

Da gibt es Grünflächen, ja. (*Und sind sie ausreichend, (...) für das, was Sie brauchen, ist es ok?*) Ja, ich brauche es gar nicht. Die, die es brauchen, sind die Kinder hauptsächlich und die Leute mit den Hunden.

Es gibt schon Wiese und Bäume, aber jetzt nicht so, dass man irgendwie sagt, da setzt man sich jetzt hin und liest, also so ist es nicht. (...) Ich weiß gar nicht, ob es Bänke gibt, ich glaube, es gibt gar keine Bänke. Also das ist eigentlich nur so dazwischen, damit eben ein bisschen ein Grün ist, aber nicht so wirklich als Aufenthalt da.

Da die Wohnungen der Befragten in der Per-Albin-Hansson-Siedlung alle Balkone und/oder Terrassen haben, sind dort nur die Kinder in den Höfen zu finden – mit Ausnahme jener Erwachsenen, die sich gerade in der Anlage bewegen, also weggehen, nach Hause kommen, einkaufen. Auch da kann es zu „unangenehmen“ und sogar „gefährlichen“ Situationen kommen, wie eine 57-jährige Interviewpartnerin erklärt, nämlich dann, wenn die jugendlichen Skateboard- und RadfahrerInnen mit gebrechlichen alten Leuten zusammentreffen.

(*Gibt es Situationen, wenn Sie sich in der Anlage bewegen, die Ihnen unangenehm sind? Wo Sie sich nicht wohl fühlen?*) (...) Zum Beispiel das Radfahren in der Anlage, was ja verboten ist, aber sie tun es ja trotzdem, wo sollen sie denn hingehen. Dann das Rollbrettfahren, also die Inline-Skater ja weniger, aber auch teilweise – wir haben ein so ein großes Einkaufszentrum und wir haben also auch ein Pensionistenheim, und die sehen natürlich im Umfeld dann schon da einiges miteinander kollidieren. Weil die älteren Personen fahren mit den Wägelchen, weil sie eh schon schlecht gehen, und die anderen fahren mit den Rädern und bei den Durchgängen, Auslassen etc. stoßen sie natürlich aufeinander. Und das kann natürlich sehr gefährlich sein.

Das in diesem Kapitel schon mehrmals zitierte Paar aus dem Karl-Seitz-Hof sieht das anders: Es gebe nicht mehr sehr viele alte Leute in der Anlage, und die gingen ohnehin in den nahen Park, wenn sie ihre Ruhe haben wollten. Der Hof solle den Kindern gehören.

(Mann) Ich finde, die G'schroppen sollen da mit dem Radl fahren. Für was ist ein Hof da. Außerdem sind eh nicht mehr so viele alte Leute, die ihre Ruhe haben wollen. (Frau) Sicher gibt es ein paar, die wirklich in den Hof die Fenster haben. (Mann) Die gehen jetzt eh raus in den Park. Jetzt sitzen die ganzen alten Leute im Park, ist eh wunderschön da drüben.

Im Karl-Seitz-Hof scheint es üblich zu sein, dass die Kinder trotz der Verbote im Hof spielen, wie sowohl eine 66-jährige Frau als auch ein 26-jähriger Mann bestätigen. Die ältere Frau scheint den Fußball spielenden Kindern eher kritisch gegenüber zu stehen, dem jungen Mann sind sie egal – auch dann, wenn ihn ein Ball am Kopf trifft oder wenn der Kindergarten direkt vor seinen Fenstern herumtobt.

Wir haben einen Spielplatz, und da sollten eigentlich die Kinder drin sein. Aber die sind eigentlich draußen auch. (...) Bei uns spielen sie trotzdem Fußball, natürlich.

Ich meine, stört mich nicht, die Kinder sollen da ruhig spielen. Es gibt einen kleinen Spielplatz im Hof. (...) Die kleinen Kinder spielen da hin und wieder Ball. Ja ok, einmal hat mich ein Ball getroffen, aber das ist egal. Das sind Kinder, also das passt. Und das auch nur unterm Tag. Auf der Seite, wo meine Fenster hingehen, da ist halt ein Kindergarten, das ist aber hin und wieder auch ganz witzig: Da hat es im Sommer so ein Schwimmbad-Flair, das ist ok.

Trotz der lockeren Handhabung der Hausordnung im Karl-Seitz-Hof empfindet ein 40-jähriger Gesprächspartner diese Beschränkungen als Nachteil des Wohnens im Gemeindebau. Er weist darauf hin, dass seine beiden Töchter, die sieben und acht Jahre alt sind, nur wenige Möglichkeiten hätten, im Hof zu spielen, weil es dort keinen Käfig für Ballspiele gebe. Zwar sei ein Spielplatz in den Hof integriert, in den man aber von den Fenstern seiner Wohnung nicht einsehen könne, weshalb seine Frau es nur ungern sehe, dass die Kinder dort spielen. Er lasse sie nur in jenem Bereich des Hofes mit dem Roller fahren, den er von den Fenstern aus beobachten könne, oder müsse mit den Kindern zum Spielen woanders hingehen.

Was ich ein bissl schad find, dass für die Kinder eigentlich...also Ballspielen ist halt eines der Grundsachen...dass man ihnen da nicht die Möglichkeit gibt, in einem Spielkäfig...(...)

Ich lasse sie gerade im Hof Roller fahren, weil Ball spielen dürfen sie nicht, und ja ein bissl in der Sandkiste halt, aber meistens gehe ich mit ihnen in den Park. Oder in der Visavis-Anlage gibt es einen Käfig, wo man ein bissl Ball spielen kann. (...)

Es gibt hinten einen Spielplatz, wobei der von unserer Einsicht an und für sich verdeckt ist. Und meine Frau mag es nicht unbedingt, dass sie allein im Hof sind. Wobei ich das nicht richtig finde, aber wie gesagt, ich schicke sie halt runter Roller fahren. Da sind sie im vorderen Bereich, da sehen wir sie.

Das Verbot, im Hof zu spielen, wird in anderen Gemeindebauten deutlich strenger gehandhabt, wie die Interviewpartnerin aus Döbling erzählt. Auch sie muss mit ihren beiden Söhnen zum Spielen in die Nachbaranlage gehen, weil es dort einen dafür vorgesehenen Käfig gibt. Wenn die Kinder trotzdem im Hof der eigenen Hausanlage spielen, komme es regelmäßig zu Konflikten, erzählt sie: mit anderen Hausparteien, aber vor allem mit dem Hausmeister, der sorgsam darauf achte, dass die Kinder nicht in die Grünflächen treten und die von ihm angelegten Blumenbeete zerstören.

Ich hab selber Kinder, es geht hier in dieser Wohnhausanlage nicht, man muss in die Nebenhausanlage gehen, da gibt es einen Spielplatz, da gibt's auch die Möglichkeiten. (...) Weil wir hier haben offiziell keinen Spielplatz, und unsere Kinder dürfen hier offiziell in keine Grünflächen hinein steigen. Ist nicht immer einfach, hab ich gesagt, aber ja, wir müssen es tun. Wir müssen da unsere Kinder zurückhalten.

Dass es einen Spielkäfig im Hof gibt, heißt aber noch lange nicht, dass die Kinder auch tatsächlich dort spielen können. Ein 52-jähriger Gesprächspartner aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung – der selbst keine Kinder hat – erzählt, dass der dortige Käfig am Sonntag nach Beschwerden der AnrainerInnen geschlossen worden sei. Seine Bemühungen, diesen Ballspielplatz wieder öffnen zu lassen, stießen auf wenig Gegenliebe bei all jenen NachbarInnen, die sich vom Lärm gestört fühlen.

Wir haben da unten diesen Käfig, wo gespielt wird. Der Käfig ist zum Beispiel am Sonntag geschlossen, weil die Leute sich beschwert haben. Ich hab das mal fotografiert vor vielen Jahren, hab's an Wiener Wohnen geschickt und gefragt, warum dürfen die Kinder am Sonntag nicht Fußball spielen, das ist doch lächerlich. Da haben sie zurück geschrieben, weil sich so viele Mieter beschwert haben, dass es so laut ist. Kinder sind halt lärmig, spielende Kinder als Lärmbelästigung.

Wie sehr Kinder als „störende Gruppe“ in der Hausanlage empfunden werden, ist unterschiedlich, noch deutlicher wird das im Kapitel über die Lärmbelästigungen (siehe „Konfliktthemen“).

Im Karl-Seitz-Hof – und zwar nur dort – gibt es eine Gruppe, die von allen, die sie erwähnten, als zumindest unangenehm empfunden wird: „**arbeitslose Alkoholiker**“, die sich oft stundenlang auf den Bänken im Hof – und auch in der einer nahe gelegenen Parkanlage – aufhalten und Alkohol trinken würden. Von den insgesamt sechs Befragten dieser Anlage kamen drei auf dieses Thema zu sprechen, wobei hier die Lärmbelästigung, aber noch mehr der insgesamt schlechte Eindruck eine Rolle spielen. Eine ältere Bewohnerin erklärt, dass es am bestens sei, ihnen auszuweichen:

Bei uns im Park da draußen, da sind Bankerl, da sitzen die Arbeitslosen und die trinken. Das ist auch oft nicht angenehm. Die trinken das Bier und gehen zum nächsten Baum und pischen dort hin. Also das ist ja nicht angenehm, nicht. Und darfst ihnen ja nichts sagen, weil dann werden sie gemein. Da ist es am besten man weicht ihnen aus. (...) Die wohnen im Bau, ja, natürlich.

Auch einem jungen Gesprächspartner ist es manchmal unangenehm, durch den Hof zu gehen, obwohl es noch nie zu einer Auseinandersetzung gekommen sei.

...gar nicht so alt. Deswegen wundert es mich auch. Es sind – ich sage mal – von Mitte 20 bis Mitte 40 oder so. Also Frühpensionisten – ich weiß nicht, was die machen oder weshalb die so viel Zeit haben. Es sagt ja auch niemand was dagegen, dass da jetzt jemand im Hof sitzt und Bier trinkt, aber wenn das jeden Tag ist. Es ist mir prinzipiell auch egal, was die Leute in ihrer Freizeit machen, aber es schaut halt komisch aus. (...) Ich gehe dort nur vorbei, wenn ich zum Haustor gehe. Ich werde da jetzt auch nicht irgendwie belästigt.

Für eine junge Frau sind vor allem die lautstarken Streitigkeiten störend. Einige BewohnerInnen hätten sich schon darüber beschwert, was aber nichts geholfen habe: Am nächsten Tag säßen „die Alkoholiker“ wieder auf den Bänken.

Die sitzen da im Park draußen und trinken. Und es kommen halt immer mehr Ausländer her und da gibt's halt auch immer so Streitigkeiten. (...) Die [Alkoholiker] sitzen oft genug da. Im Sommer jeden Tag, das ist anstrengend. (*Was ist das Anstrengende daran, der Lärm oder ...?*) Ja, ich hab es gehört (...) - der Park ist erst renoviert worden und da sind sie genau vor meinem Fenster unten gesessen auf den Bankerln, man hat sie gehört bis 2, 3 in der Früh manchmal.

Anscheinend ist eine Nutzung der Höfe, so dass alle oder zumindest die Mehrheit der BewohnerInnen zufrieden gestellt ist, gar nicht so leicht zu verwirklichen. Zwar bietet sich der geschützte Raum auf den ersten Blick zur Nutzung als „verlängertes Wohnzimmer“ an, doch scheinen die Wünsche und Interessen der Hausparteien zu unterschiedlich zu sein, als dass eine intensive Nutzung der Höfe friktionsfrei ablaufen könnte. Die bestehenden **Regeln** lösen das Problem jedenfalls nicht ausreichend: Entweder sie werden nicht befolgt, weil sie nicht

für sinnvoll und lebensnah erachtet werden, was wiederum einige BewohnerInnen erzürnt, oder sie werden zu streng überwacht, was den Unmut der Eingeschränkten hervorruft. So scheinen die Hausordnungen und ihr „Vollzug“ an den Bedürfnissen aller Beteiligten vorbeizugehen.

Vandalismus

Nur die Befragten aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung und dem Karl-Seitz-Hof kamen auf Vandalenakte in der Hausanlage zu sprechen. Ob derartige Akte der Zerstörung in diesen beiden Bauten häufiger sind als in an den anderen Befragungsorten, kann hier nicht beantwortet werden. Bei der Wahrnehmung der Beschädigungen könnte nämlich auch die Identifikation, so wie sie zu Beginn des Kapitels dargestellt wurde, eine Rolle spielen – und zwar in zwei Richtungen: Jene, die sich mit „ihrer“ Anlage identifizieren, betrachten vielleicht auch schon kleinere Beschädigungen als schlimm; jene, denen die Anlage mehr oder weniger egal ist, halten vielleicht auch gröbere Vandalenakte für vernachlässigenswert.

Am schlimmsten sind die regelmäßigen Zerstörungen für den 52-jährigen Befragten aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung, der sie gleich zu Beginn des Interviews angesprochen hat (und der bereits weiter oben zitiert wurde). Immer wieder kommt er auf dieses Thema zu sprechen: „Unangenehm sind mir die Vandalenakte, es tut mir körperlich nicht weh, aber vom Sehen, vom Gefühl her ist es ungut.“ In der Mieterversammlung, an der er vor einigen Wochen teilgenommen habe, sei das Thema Vandalismus auch auf der Tagesordnung gestanden, erzählte der Gesprächspartner, habe allerdings einen wesentlich geringen Stellenwert gehabt als andere (Konflikt-)Themen, wie z. B. die Waschküche oder der Lärm.

Unterschiedlich ist die Wahrnehmung, was die Entwicklung der Vandalenakte in der Per-Albin-Hansson-Siedlung angeht: Der eben zitierte Befragte meint, dass die Beschädigungen seit rund zehn Jahren immer häufiger würden. Eine 63-jährige Frau sagt, dass von Anfang an Vandalenakte in der Anlage regelmäßig vorgekommen seien – sie wohnt seit rund 30 Jahren dort, gehört also zu den ersten MieterInnen. Beide geben an, keine Ahnung zu haben, wer die „Vandalen“ seien – die andere Konfliktpartei bleibt unsichtbar und unbekannt.

(Ist das schon immer so gewesen?) Nein, es hat schon in den letzten zehn Jahren stark zugenommen. (...) Der Fahrradraum unten, die Scheiben sind ständig kaputt, kaum sind sie neu eingesetzt, wird es wieder was beschädigt. *(Wer macht das, weiß man das?)* Nein, weiß man nicht.

(Wird hier viel kaputt gemacht in der Anlage?) Schon ja. (...) Das war eigentlich von Anfang an. (...) Am Anfang zum Beispiel wurden immer wieder die Lichtschalter heraus gerissen. (...) Ich weiß nicht, haben die Leute das gebraucht oder...ich weiß es nicht. (...) *(Und sonst Sachen, die hin gemacht werden?)* Die Spielgeräte am Spielplatz, (...) und unsere Tür von der Notstiege, die war ständig eingehaut, das Glas. *(Weiß man, wer so was tut?)* Nein, das frag ich mich immer, oder das anschmieren, ich denke mir immer, das muss doch irgendwer gesehen haben.

Auch das Paar aus dem Karl-Seitz-Hof, das so unzufrieden mit der Entwicklung der Hausanlage ist, beklagt die Zerstörungen. Die beiden wissen zwar ebenfalls nicht mit Sicherheit, wer die Schäden anrichtet, haben aber eine Fantasie darüber: Jugendliche mit „harten“ Schuhen. Wie auch bei dem 52-jährigen Gesprächspartner aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung spielen die Kosten der Beseitigung der Schäden ein Rolle in der Argumentation.

(Frau) Es hat eine Zeitlang gegeben, da habe ich ständig angerufen bei Wiener Wohnen. Und zwar, ich komme nach Hause, beim Eingang beide Seiten und die Tür mit Spray besprüht. Ich habe geglaubt, mich trifft der Schlag. Was war dann? Das Glas eing'haut, es war immer irgend was. Da habe ich gesagt, da muss ich anrufen. (...) Das zahlen ja wieder alles wir. (...) Sie hauen ja auch die Kellerfenster überall ein. Ich weiß ja gar nicht, wer. Die haben ihre Schuhe an, ihre harten...und gehen ihre Runde und hauen... *(Jugendliche, glauben Sie?)* Ja, die sind alle so zwischen 14 und 18 Jahren. Eins muss ich sagen, es ist ja nicht nur das Problem bei uns da. Das hast du überall, ob das jetzt im 20., im 19. ist.

Sauberkeit und Ordnung

Die Sauberkeit in der Anlage ist in den Interviews mit jenen Befragten ein wichtiges Thema, die unzufrieden darüber sind. Mit einer gewissen Resignation weisen mehrere dieser GesprächspartnerInnen darauf hin, dass die BewohnerInnen selbst die „Schweindln“ seien, wie zum Beispiel diese 63-jährige Befragte aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung:

(Wie zufrieden sind Sie mit der Sauberkeit in der Anlage?) Nicht sehr, man muss sagen, unsere Hausbetreuung bemüht sich sehr, aber es nützt nichts, wenn die Leute so Schweindln sind.

Häufig werden die MieterInnen mit Migrationshintergrund in einen – kaum jemals belegbaren – Zusammenhang mit dem Schmutz und der Unordnung in den Stiegenhäusern, Höfen und Grünflächen der Wohnanlagen gebracht (siehe „AusländerInnen“ im Kapitel „Konfliktthemen“). Die folgenden Zitate stammen von einer 52-jährigen Befragten aus Polen, die in der Per-Albin-Hansson-Siedlung wohnt, und einer 49-jährigen Bewohnerin des Karl-Seitz-Hofs.

Ich habe nichts gegen türkische Familien wie gesagt, weil ich bin auch Ausländerin, aber ich muss schon sagen: Von dem Tag [an], wo mehrere türkische Familien [da waren], ist mehr Unordnung, das muss ich schon auch...

(Das mit dem Schmutz, wird das jetzt immer schlimmer die letzten Jahre?) Ja. *(Wann hat das angefangen?)* Jetzt kann man schon fast sagen vor 12 Jahren. (...) Weil immer Neue gekommen sind und eben viel Immigranten.

Überwiegend zufrieden mit der Sauberkeit in der Anlage sind die Befragten aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung, der Gudrunstraße sowie den privaten Miethäusern in Ottakring, weitgehend unzufrieden jene aus Floridsdorf und aus der Brigittenau sowie die Gesprächspartnerin aus Döbling. Zwei Frauen aus dem Karl-Seitz-Hof ist es sogar peinlich, wenn sie Besuch bekommen, da es im Stiegenhaus ihrer Wahrnehmung nach so schmutzig ist: „Man muss sich ja genieren, wenn man mal Besuch kriegt.“ und „Wenn ich heute Besuch kriege, täte ich ihnen am liebsten die Augen verbinden, wenn sie reingehen beim Türl.“

Steine des Anstoßes im Karl-Seitz-Hof sind neben dem „dreckigen **Stiegenhaus**“ zum Beispiel auch Getränkedosen, die dort deponiert werden, oder ihr Inhalt, wenn er ausrinnt und klebrige Flecken hinterlässt, oder Papiere, die fallen gelassen werden. Ein Befragter bedauert in diesem Zusammenhang, dass es für seine Stiege keine/n Hausmeister/in mehr gebe. Eine andere Interviewpartnerin meint, auch die Hausmeisterin habe es schwer angesichts der unordentlichen MitbewohnerInnen. Eine mit der Sauberkeit ebenfalls sehr unzufriedene Bewohnerin des Gemeindebaus am Brigittaplatz hat sogar schon überlegt, einen Mistkübel im Stiegenhaus aufzustellen, damit die Leute ihre Papiere nicht einfach auf den Boden werfen, hat sich aber noch nicht dazu durchgerungen.

Ich meine, das sind gar nicht unsere Leute, das sind Besuche von den Jungen. Die warten, weil sie nicht rein dürfen. Jetzt trinken sie ihr Bier und dann stellen sie die Dose dort hin. Ja, sind Kleinigkeiten. Wenn ein Hausmeister da wäre ...

Viele lernen nicht, dass man ein Papierl nicht weghaut und dass man nicht eine Dose ausleert. Es ist ja für die Hausmeisterin nicht angenehm: Jetzt hast ein Cola und die leeren das aus. Da fängt ja alles zum Picken an, es pickt ja nicht nur dort, wo sie es ausgeleert haben, es gehen ja Leute wiederum oder im Aufzug. Das sind Sachen, wo du dir dann denkst, muss das sein.

Ein Thema mit Konfliktpotential, das mit der Sauberkeit im Stiegenhaus in Zusammenhang steht, sind **Zigaretten**: An allen Befragungsorten gab es Beschwerden über RaucherInnen im

Stiegenhaus oder Aufzug, die sich einerseits auf die herumliegenden „Tschik“ bezogen, andererseits auf den Geruch, der sich durch das ganze Haus und manchmal sogar bis in die Wohnungen verbreite (siehe dazu auch das Kapitel „Konfliktthemen“). Die folgenden Beispiele stammen vom Brigittaplatz, aus dem Karl-Seitz-Hof, aus dem Gemeindebau am Döblinger Gürtel und einem privaten Mietshaus in Ottakring. Aus dem letzten Zitat geht hervor, dass die Verärgerung gelegentlich auch direkt geäußert wird: Wer die Zigarettenstummel in die Sandkiste der Kinder geworfen hatte, war der Interviewpartnerin aus dem relativ kleinen Mietshaus klar – und sie stellte die ÜbeltäterInnen auch zur Rede.

Das habe ich auch erlebt, dass ich runter gehe über die Stiege, und die, die dort rauchen, die Zigaretten dort wegschmeißen.

Ich bin auch Raucher und ich rauche, aber mir fällt nie eine Zigarette runter. Ich meine, wenn ich sie jetzt ausgeraucht habe, dann gehe ich in die Wohnung rein, oder wenn ich runter gehe, dann fällt sie mir halt in den Kanal, aber nicht im Stiegenhaus. (...)

... der Zigarettenrauch, vom Rauchen, also das zieht sich ja wie ein Kamin in die Höhe.

Wenn die Tschik im Sand gelegen sind, da haben gewusst wer, da haben wir was gesagt.

Dass die **Waschküchen** von den anderen MieterInnen nicht ordentlich genug geputzt zurückgelassen würden, nachdem sie gewaschen haben, war von GesprächspartnerInnen aus dem Karl-Seitz-Hof, der Per-Albin-Hansson-Siedlung und aus dem Gemeindebau in Döbling zu hören. Die InterviewpartnerInnen aus den anderen Gemeindebauten bzw. aus den privaten Miethäusern haben keine Waschküchen zu ihrer Verfügung oder benutzen diese nicht. Dass die Flusen im Sieb des Trockners und Waschmittelreste in der Einfüllkammer regelmäßig zu Konflikten führen, kann im Kapitel über Konfliktthemen ausführlich nachgelesen werden.

Mit der **Schneeräumung** innerhalb der Anlage ist die deutliche Mehrheit der Befragten sehr zufrieden. Nur ein Paar aus dem 21. Bezirk erzählte, dass vor zwei Jahren, in einem besonders schneereichen Winter, es immer wieder vorgekommen sei, dass erst am Abend jemand zum Schneeräumen gekommen sei, wodurch ihre älteren NachbarInnen mehr oder minder im Haus eingeschlossen gewesen seien. Dann sei die Schneeräumung auch noch äußerst schlampig erfolgt, weil nicht mehr – wie früher – mit der Schneeschaufel händisch „geschert“ worden sei, sondern ein motorisiertes Räumungsgerät Verwendung gefunden habe. In diesem Zusammen-

hang argumentiert das Paar gegen die derzeit dort tätige Hausbetreuung und für die Wiedereinsetzung von HausmeisterInnen.

(Mann) Aber vor zwei Jahren, da haben wir ganz einen schönen Winter gehabt, genug Schnee.
(Frau) Die haben gar nichts geschert, bis Mittag war nichts, bis am Abend nichts. Die anderen, die Hausmeister haben geschert. Aber da bei uns war dann nichts. (...) Wer ein Kinderwagerl hat, der kann nicht rausgehen. (...) (Mann) Unser Nachbar, der ist ziemlich bedient schon jetzt. Also für den ist das dann unmöglich. ... (Frau) Um sechs in der Früh, wenn nicht geschert ist, dann erwartet man sich, dass es bis neun ist ... aber halt dann gleich gar nichts geschert. (...) Dann haben sie halt mal geschert, aber auch nur mit so einem Traktor. Das war es dann schon...
(Mann) Und das war halt mit den Hausmeistern schon anders.

Über „verwaiste“ **Einkaufswagerln** aus den umliegenden Supermärkten, die im Hof der Wohnhausanlage über längere Zeit hinweg herumstehen, beschwerten sich GesprächspartnerInnen aus dem Karl-Seitz-Hof und aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung.

Einkaufswagerln ... tausende waren da. Aber das sind die ... halt, die eigenen Bewohner. Ich meine, die Schicki-Micki-Gegend sind wir nicht. (lacht)

Mit dem Einkaufswagerl vom Merkur zum Beispiel – die Mieter der alten Hansson-Siedlung fahren auch mit dem Wagerl rüber und lassen das Wagerl dann irgendwo in der Wiese stehen.

Müll und Mist

Viel emotionaler als beim Thema Sauberkeit sprachen die Befragten von den Problemen, die regelmäßig dadurch entstehen, dass die anderen MieterInnen bei der Müllentsorgung entweder nachlässig, uninteressiert oder uninformiert seien. Rund um das Thema Mist lassen sich drei Problembereiche identifizieren: Nachlässigkeit bei der Mülltrennung, Sackerln mit Mist, die im Stiegenhaus einfach liegengelassen werden, statt sie bis zur Mülltonne zu tragen und hineinzuwerfen, und Sperrmüll, der an nicht dafür vorgesehenen Stellen deponiert wird.

Am häufigsten gibt der **Sperrmüll** Anlass zu – überaus heftiger – Unzufriedenheit, und zwar explizit in den Interviews aus dem Karl-Seitz-Hof, der Per-Albin-Hansson-Siedlung, dem Gemeindebau am Döblinger Gürtel und am Brigittaplatz, außerdem noch aus einem privaten Miethaus ebenfalls am Brigittaplatz. Dass es auch in der Gudrunstraße Probleme mit dem (Sperr-)Müll gibt, geht zwar nicht aus kritischen Bemerkungen der dort wohnenden Befragten hervor, aber aus dem Hinweis eines 40-jährigen Gesprächspartners, es seien im Haus „riesige Plakate überall geklebt, dass man keinen Sperrmüll hinstellen sollte“.

Alle GesprächspartnerInnen aus dem Karl-Seitz-Hof sprachen das Thema an: Ein Paar Mitte 50 betonte, selbst immer den Sperrmüll auf die Deponie geführt zu haben, die Ausziehenden bzw. neu Einziehenden täten dies heutzutage aber nicht mehr. Alte Möbel landeten im Keller oder bei den Misttonnen im Hof. „Ganze Wohnungseinrichtungen“ könne man dort finden, erklärte eine 23-Jährige. Auch ein 26-jähriger Interviewpartner beklagte die Unordnung im Bereich der Mülltonnen, und eine 66-jährige Befragte hat sich sogar schon bei „Wiener Wohnen“ beschwert, dort jedoch nur die Antwort bekommen, dass man auch keine Lösung für dieses Problem kenne. Wie aufgeschaukelt die Stimmung beim Thema Sperrmüll im Karl-Seitz-Hof schon ist, zeigt dieses Beispiel:

(Mann) Die Österreicher sind wieder das mit den Möbeln – oder halt alle. (*Die Möbeln werden in den Hof gestellt?*) Wir haben da wirklich viel selbst gemacht, und jedes Sackerl Bauschutt weggeführt. Wenn wir neue Möbel gekriegt haben, habe ich die alten zurückgeführt auf den Mistplatz. Aber ich habe sie nirgends hing’haut, geschweige denn, dass ich sie da unten hingestellt hätte. Eins noch, das fällt eh unter Mist, dass auch im Keller ... das ist jetzt auch wieder besser geworden. (Frau) Dass unten was abgelagert wird. (Mann) Nicht nur abgelagert, da wird alles runterg’haut. Jetzt ist schon lange kein Wechsel gewesen da, jetzt ist halt Ruhe. Anstatt dass die ihr Klumpert mitnehmen, wird es nur runterg’haut.

...zum Beispiel mit dem Mist. Wir dürfen da unten kein Bett oder Kasten..., aber da sind Berge voll, da sind ganze Wohnungseinrichtungen unten.

Bei der Sauberkeit ist es halt so, bei meinem Hof gibt es so eine Müllcontainer-Anlage. Die dürften halt sehr viele Stiegen benutzen. Da schaut es zeitweise ein bissl aus

Wegen den Mistkübeln, da hab ich mich schon gerührt: „Haben Sie einen Vorschlag? Weil ich weiß nicht, wie man das in den Griff kriegt, ich nicht.“ Aber, da haben sie gesagt: „Wir wissen auch nicht, was wir tun sollen.“ (*Und dann ist nichts passiert?*) Es geht da manches mal zwar jemand durch und schaut, aber was die machen, das ist mir unklar.

Einen Lösungsansatz gibt es jedoch bereits: Die große Sperrmüllmenge in den Gemeindebauanlagen scheint nämlich nicht nur „hausgemacht“ zu sein. Die junge Frau aus dem Karl-Seitz-Hof erzählte, dass um manche „Müllbereiche“ in der Hausanlage versperrbare Zäune gebaut worden seien, zu denen nur die BewohnerInnen der dazugehörigen Stiegen einen Schlüssel hätten. Diese Lösung wurde auch im Gemeindebau am Brigittaplatz gewählt, in dem es dasselbe Sperrmüllproblem gegeben hatte wie im 21. Bezirk. Laut einer 27-jährigen Bewohnerin

waren die Container dort überdies immer wieder durchwühlt und ausgeleert worden. Seit der Errichtung des Zauns sei es jedoch besser, erzählte ein anderer Bewohner des Gemeindebaus im 20. Bezirk, da davor ganz offensichtlich auch die weitere Nachbarschaft die günstige Gelegenheit genutzt habe, ihren Sperrmüll loszuwerden.

Manche haben schon ein Zaun rund um die Mistkübel, da kommen wirklich nur die Hausparteien rein. (...) *(Sie glauben auch, dass da Leute von außen sind?)* Ja.

Es gibt dann einige Leute, die dann halt die Möbel runterstellen oder Dinge einfach stehen lassen, was ausschütten. Bei den Containern haben sie jetzt so ein Gitter hingemacht, weil manchmal ausgeleert und rumgestirlt worden ist. Das ist eingezäunt worden.

...ist ein bisschen besser geworden. (...) Die Müllcontainer waren bis jetzt nicht eingezäunt, also dieser Müllplatz vom Gemeindebau. Da hat man auf Initiative unserer Hausbesorgerin, die relativ rührig ist, jetzt eine Einfriedung, also ein Zaun ja, ein Gitter mit zum Versperren... *(Wo die Parteien dann einen Schlüssel haben?)* Ja, und seitdem ist es besser. Früher, wie das offen, für jedermann zugänglich war, da war ein Mördersauhaufen. Die Leute, die kamen wahrscheinlich auch von Nebentrakt, vom Nebenhäusern und haben ihren Mist hingehaut.

Günstig jedoch nur für jene, die ihren Müll abladen, ohne in der Anlage zu wohnen, denn den MieterInnen werden die Entrümpelungskosten auf die Betriebskosten aufgeschlagen – für viele GesprächspartnerInnen ein weiterer Grund, mit der Praxis der Sperrmüllentsorgung unzufrieden zu sein.

Wir merken es dann immer an den Betriebskosten. Ja, [die] kommen sicher zwei, drei Mal im Monat zu uns entrümpeln. Das ist ein Wahnsinn.

Dass der Zaun um die Mülltonnen ein anderes „Mistproblem“ unter Umständen verstärken kann, erzählte ein 58-jähriger Bewohner des Gemeindebaus am Brigittaplatz. Regelmäßig stünden **MistsackerIn im Stiegenhaus** herum. Er vermutete, dass die Leute entweder „frech“ seien und der Einfachheit halber das Sackerl im Stiegenhaus deponieren, oder den Schlüssel zum Zaun rund um die Mülltonnen öfter einmal vergessen und dann zu faul seien, zurück in die Wohnung zu gehen und den Schlüssel zu holen. Dass es so schwierig sei, das Problem in den Griff zu bekommen, liege auch daran, dass sie keine/n HausmeisterIn mehr hätten, die bzw. der herausfinden könnte, wer die Müllsäcke im Gang abstellt. Aber auch wenn es eine/n HausmeisterIn gibt, sind solche Probleme nicht automatisch gelöst, wie in einem anderen Interview zum Ausdruck kam.

Und dann mit dem Hausmeister über das zu sprechen, also ist sehr schwierig. Weil er selber regt sich auch drüber auf. Also einerseits sagt er: ‚Schauts, wenn was ist, meldet’s mir das, wenn so Verunreinigungen sind.‘ Gesagt, getan. Und dann: ‘Das geht mich nichts an.’

Mistsackerln in den Gängen und im Stiegenhaus scheinen das Müllproblem Nummer eins in der Per-Albin-Hansson-Siedlung zu sein. Auch hier spielt die Bequemlichkeit eine Rolle, wie die Befragten erläuterten: Wenn die Müllschlucker, die auf jedem Stockwerk einen Einwurf haben, einmal nicht funktionieren, stellen viele ihre Mistsackerl einfach daneben hin. Andere deponierten den Müll regelmäßig in den Gängen vor der Wohnungstür. Dass dieses Verhalten zu langwierigen Konflikten zwischen NachbarInnen führen kann, ist im Kapitel über „Konfliktthemen“ nachzulesen.

Wenn der Müllabfuhrschacht zum Beispiel heute geschlossen ist, sind die zu faul, ihren Dreck wieder mit hinein zu nehmen und morgen heraus zu tragen, sondern stellen das daneben ab.

Da sind eben so Konflikte aufgetaucht, ja, die Leute lassen ihren Müll vor der Wohnungstür stehen, tagelang, wochenlang. Dann wir haben so Müllabwürfe, die schmeißen dort einfach die Sackerl hin und tun nix weiter.

Auch das Thema Mülltrennung ist in der Per-Albin-Hansson-Siedlung besonders präsent. Drei GesprächspartnerInnen beklagten die diesbezügliche Nachlässigkeit ihrer MitbewohnerInnen, wobei die Zitate sich sowohl in der Wortwahl als auch in der Argumentationslinie erstaunlich ähnlich sind.

Wenn man schaut in diesen Papier- und Bio- und Flaschencontainern, es ist alles drinnen, was nicht reingehört.

Wir haben auch für den Sondermüll so Sondermülleinheiten, und dort kommt alles hin, was nicht hingehört. Das sind wir nur selber, sage ich immer. Das sind immer nur die Mieter selber, die das dort abstellen.

Ich wünsche mir, dass die Mieter dieses Hauses die Mülltrennung etwas ernster nehmen, (...), aber das ist alles hausgemacht, es liegt bei jedem in seinem eigenen Bereich.

Nach Meinung eines Ehepaares aus einem privaten Miethaus in Ottakring wäre eine mehrsprachige „Bedienungsanleitung“ für den Müllbereich sinnvoll – da nicht nur, aber insbesondere den MigrantInnen die Idee der Mülltrennung eher fremd sei:

(Frau) Mülltrennung ist ein bisschen ein Thema gewesen. Weil gerade unsere lieben Familien, die die großen Sippen hier haben und viel Plastikflaschen haben und viele Petflaschen reinhauen in den Mist, nicht wirklich kapiert haben, dass man das in den Plastikmüll tragen sollte. Ja, ok, aber wir haben sie soweit gekriegt, dass sie es zumindest zusammendrücken. (...) Ich hab sogar einen Zettel hingeschrieben, 'bitte Plastikflaschen in den Plastikmüll tragen oder zusammendrücken', weil ich eh gewusst hab, dass sie es nicht wegtragen, weiß ich eh. Kompostkübel haben wir auch, da hat's ein bisschen gedauert, bis die kurdische Familie verstanden hat, dass da das Plastiksackerl, dass das in den Mist nicht reingehört sondern ... (Mann) Naja, das ist eine Kleinigkeit – das könnte man vielleicht selber machen – ... wär eine Bedienungsanleitung sinnvoll für manche Bewohner. Wenn sie einen Karton als einen ganzen reinhauen und dann natürlich der Container sofort voll ist, wenn ich die nicht zerreiße und zusammenlege. Und dann mach ich das oft oder ich stelle ihn daneben hin. Weil warum soll ich immer die Kartons zerreißen.

Zufriedenheit mit den HausmeisterInnen bzw. der Hausbetreuung

Ob den HausmeisterInnen oder den in der so genannten Hausbetreuung tätigen Firmen der Vorzug gegeben wird, ist von Hausanlage zu Hausanlage verschieden: Im **Karl-Seitz-Hof** und im **Gemeindebau am Brigittaplatz** zum Beispiel herrscht Einigkeit darüber, dass die HausmeisterInnen die bessere Lösung darstellen – und zwar sowohl bei den GesprächspartnerInnen, deren Stiegen noch von HausmeisterInnen betreut werden, als auch bei jenen, deren Stiegehäuser und Hofbereiche von der Hausbetreuung gepflegt werden. Die folgenden Zitate stammen alle aus dem Karl-Seitz-Hof, sie sind jenen vom Brigittaplatz aber so ähnlich, dass sie jederzeit ausgetauscht werden könnten.

Wir haben eine Hausmeisterin, die macht ihre Sache gut. Was sie halt zu machen hat, und wenn die Leute Schweine sind, kann sie nichts dafür. Weil die kann nicht ununterbrochen mit dem Besen rennen und was tun, nicht. (...) (*Sind Sie eigentlich froh, dass Sie noch eine Hausmeisterin haben?*) Ja, wunderbar. Wir haben drei noch im Hof, und wir sind wirklich zufrieden mit den Hausmeistern, und vor allem man kann auch noch hingehen, bitte, was weiß ich, da ist kein Licht oder da ist das nicht.

Es gibt nur zwei Stiegen, wo ein Hausmeister ist. Und unsere Stiege ist leider nicht dabei. Das ist so eine Hausbetreuung. (...) Und das ist nicht wirklich...

Die GesprächspartnerInnen erläuterten, dass die HausmeisterInnen besser putzten, den Schnee eher und besser räumten, den Rasen öfter schnitten, die kaputten Glühbirnen schneller austauschten und die herumstehenden Einkaufswagerl öfter wegräumten, kurz: Sie schauten „ein

bissl mehr auf die Anlage (...), als es die Hausbetreuung machen kann.“ Außerdem seien sie AnsprechpartnerInnen (gewesen), zum Beispiel bei Konflikten mit den NachbarInnen.

Sauberkeit ist schon, weil wir haben ja viele Hausmeister da, die schauen schon drauf.

Im Sommer ist es passiert, da ist die Hausbetreuung scheinbar nicht nachgekommen mit dem Rasenmähen. Da haben wir wirklich 40, 50 cm hohes Gras gehabt. Das war schon heftig.

Da braucht nur heute am Gang eine Glühbirne ausfallen. Früher ist der Hausmeister gekommen nach einer Stunde oder was. Heute, wenn du Pech hast, stehst eine Woche da, bevor das gemacht wird. Wie gesagt, uns betrifft es nicht so. Aber es gibt sehr alte Leute auch noch, die nichts mehr sehen oder schlecht zu Fuß sind.

Ich glaube, seit der Hausmeister weg ist, hat es mehr Einkaufswagen gegeben.

Was ich ein bissl schade finde, ist, dass der Hausmeister abgelöst wurde von der Betreuung. Ich finde, das war doch ein bisschen mehr ein Ansprechpartner, hat ein bissl mehr auf die Anlage geschaut, als es die Hausbetreuung machen kann. Obwohl die auch sehr fleißig sind.

Wegen den Hausparteien gehe ich ab und zu hin. Die sind ein bisschen deppert, aber ich bin eh bald weg. *(Sie hilft dann weiter oder hört es sich zumindest an?)* Ja, sie versucht es zu regeln.

Damit zeichnen die Befragten aus dem Karl-Seitz-Hof (wie auch jene vom Brigittaplatz) ein Bild von geradezu idealen HausbesorgerInnen. Als größten Vorteil scheinen sie das **Engagement** zu empfinden, das die HausmeisterInnen ihrem Empfinden nach eher an den Tag legen als die Angestellten der Hausbetreuungsfirmen. Ein 40-jähriger Gesprächspartner erläutert: Während die Hausbetreuung nur „brav“ putze, habe „sein“ Hausmeister sich „persönlicher“ mit der Anlage „identifiziert“, was sich etwa darin geäußert habe, dass er kleine Reparaturen sofort durchgeführt und für größere gesorgt habe. Eine 66-jährige Befragte relativiert diese Idealbild ein wenig: Auf ihrer Stiege gebe es zwar noch eine Hausbesorgerin, die aber tendenziell weniger Aufgaben wahrnehme, als das früher üblich gewesen sei. Deshalb sei es bei schwierigen Situationen nötig, „Wiener Wohnen“ zu kontaktieren. Deren MitarbeiterInnen kämen dann zwar, aber eben nur einmal, und könnten daher die – ihrer Meinung nach – nötige ständige Kontrolle nicht ausüben.

Ich meine, die tun brav das Stiegenhaus runter... Ich glaube halt, dass der Hausbesorger ein bissl persönlicher hat... Wenn irgendwo eine Leiste kaputt war, wenn ein Schrauben gefehlt hat, dass

der vielleicht die Schrauben rein gibt oder dass er Meldung macht. Also dass er sich mehr mit der Anlage identifiziert hat.

...also Unterstützung auf jeden Fall einmal vom Hausmeister. Dass man dort sagen kann: ‚Schauen Sie!‘ Da schauen die Hausmeister eigentlich weniger, das ist dann eher dieses Wiener Wohnen. Wenn man dort anruft, die horchen dir zwar zu und sagen, sie werden kommen. Sie kommen auch. Da gibt’s auch kein Problem. Nur die kommen einmal, und danach machen das auch die Leute, aber nach zwei Tagen ist dasselbe wiederum.

Die **Per-Albin-Hansson-Siedlung** ist in Sachen Hausmeister ein Gegenpol zum Karl-Seitz-Hof und der Wohnanlage am Brigittaplatz. Die Mehrheit der Befragten steht der Hausbetreuung positiv gegenüber: Drei der vier GesprächspartnerInnen empfinden die Hausbetreuung angenehmer, ordentlicher und effizienter als die die früher dort arbeitenden HausmeisterInnen.

(Wie ist das besser, mit der Firma, die Sie jetzt da haben, oder war der Hausmeister besser?)
Ich würde sagen, die Firma (...) ist besser. (...) Ja sie sind ununterbrochen irgendwo am Säubern, am Wegräumen. (...) Ich plaudere auch mit unserem Hausbetreuer, also für mich macht das keinen Unterschied.

(Hat sich das irgendwie verändert, seit der Hausmeister nicht mehr da ist?) Ja, dass trotz Vandalenakten alles jetzt wesentlich sauberer ist. Ich hab nur positive Erfahrungen. *(Und das fehlt Ihnen nicht, dass es da so einen persönlichen Kontakt gibt (...)?)* Ja, gibt’s auch, ja, also wir haben die Telefonnummern angeschrieben. Wenn irgendwas sein sollte, kann man sich rund um die Uhr an sie wenden. Man sieht sie auch regelmäßig, wenn sie herum gehen und sauber machen, Lampen auswechseln, also das funktioniert tadellos.

Dabei mag eine Rolle spielen, dass die MitarbeiterInnen der Hausbetreuung täglich bis 17 Uhr in der Anlage tätig sind und auch jederzeit in eigenen Räumlichkeiten aufgesucht werden können – im Gegensatz zum Karl-Seitz-Hof, wo sie nur kommen, wenn Arbeit zu erledigen ist. Die Kommunikationsbasis mit den „HausbetreuerInnen“ sei gut, erzählten die Befragten aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung, und bei vielen schwierigen Situationen in der Nachbarschaft seien sie die ersten AnsprechpartnerInnen und intervenierten dann auch. Der Unterschied zu den klassischen HausbesorgerInnen scheint also darin zu liegen, dass abends und nachts niemand gerufen werden kann – und dass die VertreterInnen der Hausbetreuung weniger bestechlich seien als der alte Hausmeister, wie eine Gesprächspartnerin anmerkt. Sie erzählte, es sei früher vorgekommen, dass der Hausmeister mit ein paar Weinflaschen günstig

gestimmt worden sei, um zum Beispiel zu einem guten Platz im Waschküchen-Zeitplan zu kommen.

Mit dem Hausmeister war ich überhaupt nicht zufrieden, weil der war schon von Anfang an da, wir sind neu gekommen. (...) Wir haben ein Kleinkind gehabt, mit einem Kleinkind muss eigentlich schon ein Tag in der Woche für das Waschen sein. Er war immer ein Problem, weil er hat so Bekannte da mehr gehabt, ich weiß nicht, und Wein bekommen. Er war zu diesen Leuten höflicher, kann man sagen, als zu uns. Und immer waren irgendwelche Probleme.

Der ehemalige Hausmeister habe sich außerdem wichtig gemacht und viele Vorteile durch seine Position genossen. Die neuen dafür zuständigen Personen wohnten hingegen nicht in der Anlage, was zusätzlich von Vorteil sei.

Er ist sehr ordentlich, der ist schon sauberer. Und zweitens, der vorher, der da war, hat eine Wohnung gehabt umsonst. Wir alle haben für diese Wohnung bezahlt – eigentlich eine so schöne Wohnung, wie wir haben, aber er hat nichts bezahlt – und auch hat er noch gut verdient. Und noch dazu war er wichtig, muss ich schon sagen. (...) Und jetzt ist es viel besser.

Die neue Hausbetreuung kümmere sich auch darum, dass die MieterInnen nach Benützung der Waschküche diese sauber verlassen, was Konflikten vorbeuge:

Das sind Regeln, die für alle sind. Also das sauber zu verlassen zum Beispiel, aber der vorher, der hat es nicht gemacht. Der jetzige Hausbesorger, der geht auch in die Küche, wenn jemand schon fertig ist mit der Wäsche, geht dort hin, schaut, ob alles in Ordnung ist, wenn nicht, dann macht er auch das. Dass Ruhe ist ganz einfach zwischen den Nachbarn, das sehe ich schon.

Die Gesprächspartnerin aus dem Gemeindebau am **Döblinger Gürtel** ist eine heftige Befürworterin der HausmeisterInnen, trotzdem spricht vieles von dem, was sie über den Hausbesorger erzählte, der für ihre Stiege zuständig ist, gegen den Einsatz der klassischen HausmeisterInnen. Im Interview schilderte sie ausführlich ihre Probleme mit dem Hausmeister, die sie hauptsächlich auf dessen „schwierige Persönlichkeit“ zurückführt. Da ihre Beziehung zu ihm auf einer sehr persönlichen Ebene stattfindet – der Mann der Befragten hilft ihm beispielsweise zum Teil auch bei seinen Arbeiten – kann vermutet werden, dass diese Konflikte eine besondere Qualität haben. In Döbling wurde nur dieses eine Interview geführt, daher liegen keine weiteren Einschätzungen vor, die einen Vergleich ermöglichen würden.

Die Befragte betont, dass der Hausmeister besser als Hausbetreuungsfirmen Ordnung halte, aber die Qualität seiner Arbeit habe in letzter Zeit nachgelassen:

Hier auf meiner Stiege gibt es einen Hausmeister, der ist vor zirka vier Jahren eingezogen, und da haben wir geglaubt, bah, der reißt die Welt nieder. Der hat gereinigt, gereinigt, also super, super. Aber er hat nachgelassen in der letzten Zeit.

Die mangelnde Reinlichkeit störe auch andere MieterInnen, die es dem Hausmeister aber nicht sagten, da sie hinsichtlich der Vergabe des Waschküchenschlüssels von ihm abhängig seien:

Das stört die anderen auch, aber sie gehen nicht zu ihm hin, weil sie brauchen ja wieder was. Zum Beispiel hat er die Waschküchenschlüssel zur Vergabe. Da sind sie angewiesen darauf, dass er sagt: „Ja, ich gebe ihn Ihnen zu dem Zeitpunkt wo Sie möchten, wenn es frei ist, einen Waschküchenschlüssel.“ Da sagen sie es dann nämlich nicht, da ziehen sie sich zurück.

Er reagiere auch überzogen, wenn Kinder auf den Grünflächen spielten, die er mühsam bepflanzt habe. Dann vergreife er sich schon einmal im Ton:

Er wird dann sehr rüpelhaft. Sag ich es jetzt einmal so. (...) Also wenn man in seine Blumen steigt, wenn man Dinge, die er geschaffen hat ... Das ist die Ordnung, die er sich vorstellt, weil das ist sein Bereich, den er betreut. Wenn man den verändert, das mag er überhaupt nicht. Am besten wäre es mit vorheriger Absprache mit ihm. Zu sagen, bitte, darf ich das oder das machen.

Der Hausmeister verstehe sich selbst als eine Art „Drehscheibe“ und möchte, dass die Kommunikation im Haus über ihn ablaufe. Er nehme eine Art Ordnerfunktion wahr, welche die Interviewte selbst für gut befinde, nicht alle Parteien würden dies jedoch akzeptieren. Andererseits behaupte er auch wieder, das gehe ihn nichts an, wenn man mit Problemen zu ihm komme. Er sei also „wankelmütig“ und „sprunghaft“.

Einerseits sagt er so, man soll kommen und ihm berichten, wenn irgendetwas ist. Andererseits man tut es, ist es einmal gut, je nachdem wie seine Situation, seine persönliche Situation anscheinend ist. Anders können wir uns das nicht erklären. Sagt er, ja ist gut und andererseits sagt er, nein, lasst mich in Ruhe, geht mich nichts an.

Es sei nicht nur schwierig, bestehende Konflikte mit dem Hausmeister zu lösen, zudem schüre er auch gern Konflikte:

Er macht das gerne, so Zweiergespräche, aber zu dritt, wo eben Konflikte entstehen können oder wo es um Konflikte geht, da ist er nicht dazu bereit, das in Angriff zu nehmen, eben diese aus der Welt zu schaffen. Er tut es gerne manchmal schüren, dass so kleine Konflikte untereinander sind. Aber die dann aus der Welt zu schaffen, wenn dann jemand auf ihn zugeht, nein. Da drischt er auch mit den Türen, je nachdem, wie er halt will, also wie er grad aufgelegt ist.

Die Befragten in der **Gudrunstraße** hatten alle ausschließlich Erfahrungen mit HausmeisterInnen. Sie hatten nur wenig zu diesem Thema zu sagen und haben nach eigener Aussagen selbst keinen oder nur wenig Kontakt zur Hausbesorgerin. Auch für die Befragten in den privaten Miethäusern in **Ottakring** scheint das Thema HausmeisterInnen oder Reinigungsfirmen nicht wichtig zu sein. In einem Haus putzt die Hausbesitzerin, die dort auch wohnt, selbst; in zwei anderen ist eine Reinigungsfirma für die Sauberkeit verantwortlich, der Hausbesitzer bzw. die Hausverwaltung für die Reparaturen. In den beiden anderen Gebäuden im 16. Bezirk, in denen InterviewpartnerInnen wohnen, gibt es noch HausmeisterInnen, die aber in erster Linie als professionelle Reinigungskräfte wahrgenommen werden – selbst die serbische Hausmeisterfamilie, die schon in dritter Generation diese Funktion inne hat, putzt nur noch nebenberuflich und geht untertags einer anderen Tätigkeit nach.

Ob die GesprächspartnerInnen sich für oder gegen HausmeisterInnen aussprechen, kommt unter anderem auch auf die Aufgaben an, die ihnen zugeschrieben werden. Jene Befragten, die von den HausbesorgerInnen erwarten, dass sie gleichsam die Rolle von „**Wohnanlagen-Sheriffs**“ übernehmen, also nicht nur putzen und reparieren, sondern auch für Ruhe und Ordnung sorgen, sprechen sich gegen die Hausbetreuung aus. Das gilt zum Beispiel auch für die einzige Gesprächspartnerin in der Per-Albin-Hansson-Siedlung, die sich HausbesorgerInnen wünscht, und zwar solche, die die Pflicht und das Recht zum „Einschreiten“ haben. „Ein Hausmeister ist immer eine Respektsperson auch“, erklärte ein 58-jähriger Gesprächspartner aus dem Karl-Seitz-Hof. Eine ältere Frau aus demselben Gemeindebau erläuterte, dass die HausbesorgerInnen sich heutzutage nicht mehr dafür zuständig fühlten, die Kinder zurechtzuweisen, was sie selbst jedoch nicht akzeptieren wolle: So habe sie zum Beispiel die Hausbesorgerin jedes Mal gerufen, wenn ihr aufgefallen sei, dass eines der spielenden Kinder sich den weiteren Weg in Wohnung ersparen wolle und in den Keller gegangen sei, um dort „Lulu“ zu machen – auch wenn sie sich bei der Hausmeisterin damit nicht beliebt gemacht habe.

Ich würde eigentlich begrüßen, wieder Hausbesorger zu haben, die sehr wohl rund um die Uhr da sind, so wie es war, weil dann dieses Ordnung Halten für meine Begriffe die Leute eher motivieren würde. Nur müsste der Hausbesorger gewisse Rechte haben. Das heißt also nicht mit Gewalt, das schließe ich aus, aber gewisse Rechte haben, die Leute darauf hinzuweisen und eben das mit Statements auch ans Magistrat weiterzugeben und auch, dass also von Magistratsseite dann eben Tätigkeiten gesetzt werden – ob jetzt schriftlicher Natur oder dann eben mit einem, so wie es früher war, mit einem Verwaltungsbeamten, der vom Wohnungsamt kommt. Ich finde, das brauchen die Leute heute. (...) *(Wenn ich das jetzt richtig verstehe: Hausbesorger, die*

einanderseits die Aufgabe haben zu kontrollieren, die andererseits die Aufgabe haben auch einzugreifen bis zu einem gewissen Grad...) ...einzuschreiten, richtig. (...) Das war leistbar, das hat es früher gegeben, und das muss auch heute wieder leistbar sein. Das kann es nicht sein.

Früher hat ein Hausmeister, aber das war früher, aber heute nimmer mehr. Heute sagt die Hausmeisterin, ich stelle mich mit die Kinder nicht her. Also die sagen nichts. (...) Ich sag das, wenn es mir nicht passt. Ich sag das auch meiner Hausmeisterin. Weil bei uns war eine Zeit lang so, dass die Kinder, statt dass sie rauf gegangen sind in die Wohnung Lulu, sind die in den Keller runter gerannt. Natürlich ich bin jedes Mal zur Hausmeisterin gegangen, ich war aber die einzige, die immer gegangen ist. Ich hab gesagt: „Es tut mir leid, ich bin schon wieder da.“ (...) Die wird sich gedacht haben: „Die Alte ist schon wieder da. Was will die von mir?“ Aber ich finde, wenn man eben in einem Gemeindebau wohnt, muss man mit so was rechnen und man muss sich auch was sagen lassen. Ich lass mir auch was sagen, wenn was ist.

Auch die GesprächspartnerInnen, die in den HauswartInnen **AnsprechpartnerInnen, Kommunikationsdrehscheiben** für die gesamte Anlage und **Verbindungsleute zu „Wiener Wohnen“** sehen, sind VerfechterInnen der klassischen HausbesorgerInnen. Wobei die Funktion als AnsprechpartnerInnen in den verschiedensten Situationen von Interesse sein kann: So erzählt ein junger Gesprächspartner aus dem Karl-Seitz-Hof, dass er die Hausbesorgerin einmal in der Nacht herausgeläutet habe, weil sich das Schloss in der Haustür nicht aufsperrn ließ.

Ich bin einmal in der Nacht heimgekommen und habe eine halbe Stunde probiert, da rein zu kommen. Es hat nicht funktioniert. Da habe ich halt nach der Hausbesorgerin geläutet. Die war nicht wirklich happy, und gerade wie sie runter gekommen ist, hat mein Schlüssel funktioniert.

Er hat es auch leichter, mit den Leuten zu reden, wenn er irgendwo zusammengekehrt: Wenn jemand vorbeikommt und was sagt, dann kann er was weiterleiten, der war eigentlich früher auch irgendwo ein bissl der Vertreter von Wiener Wohnen. Er hat gesagt, das da nicht und lasst das. Der hat das eigentlich ganz gut organisiert gehabt. (*Also der hat eine wichtige Rolle gehabt?*) Glaube ich schon. Und ich glaube, dass der sehr wohl auch einige Sachen hat schlichten können, Streitereien.

Dass die diversen Probleme, die im Zusammenhang mit der **Müllentsorgung** entstehen, von HausmeisterInnen besser gelöst werden können als von den MitarbeiterInnen der Hausbetreuung, meint nicht nur ein Ehepaar aus dem 21. Bezirk, sondern auch ein Gesprächspartner aus dem 16. Bezirk, der selbst früher als Hausmeister gearbeitet hat. Er weist darauf hin, dass man

häufig nur in das im Stiegenhaus deponierte Mistsackerl schauen müsse, um herauszufinden, wer die „Mistsünder“ seien. Dann müsse man sie nur zur Rede stellen, und das Problem sei zumindest für einige Zeit beseitigt.

Da sind wir wieder beim Hausmeister, wenn der wieder aufpassen würde – er ist ja doch den ganzen Tag da und sieht auch dann, wenn wer was hinstellt. Und dann kann ich mir den holen und dann kann ich den belangen, dass der das zahlt. Aber so zahlen es alle wieder wir. Und wenn man die Abrechnungen anschaut, Entrümpelungen, das geht in die Tausende von Euro.

Ich habe können das Sackerl aufmachen – und finde die Adresse. Dann ich gehe mit dem Mist vor die Türe und sage: „Ja, hallo, da hast Du das...“ Und das ist gegangen. Aber jetzt die Firmen, die da ein Mal in der Woche waschen, die nehmen eh alles mit, aber bis die wieder kommen, steht wieder ein bisschen was, aber nicht viel.

Aus der Vielzahl der Wortmeldungen über die HausmeisterInnen und Hausbetreuungsfirmen geht hervor, dass es einen übereinstimmenden Wunsch nach dauernd anwesenden, fleißigen, interessierten und engagierten HausbetreuerInnen gibt, die für Sauberkeit und Ordnung sorgen – und zwar in doppeltem Wortsinn: für den **ordentlichen Zustand der Anlage**, aber auch für ein **geordnetes Zusammenleben** in den Häusern und Höfen. Derartige HausbetreuerInnen müssten gewissermaßen über den Dingen stehen, was in der Praxis nicht immer der Fall zu sein scheint.

Tierplagen

Ein 52-jähriger Gesprächspartner aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung beklagte, dass es eine regelrechte **Taubenplage** in der Anlage gebe. Einer der Wohntürme sei der bevorzugte Nistplatz der Vögel, die auf den Balkonen Kotspuren hinterlassen und, sobald es in der Früh hell wird, auf den Fensterbrettern kratzen und dabei laut gurren – im Sommer sei der Taubenlärm schon ab vier Uhr morgens zu hören. Er habe nicht den Eindruck, so der Interviewpartner weiter, dass die Gebäudeverwaltung, „Wiener Wohnen“ oder die Bezirksvertretung – trotz mehrmaliger Interventionen – viel gegen dieses Übel unternommen habe.

Ein ganz wesentlicher Punkt ist (...) diese fürchterliche Taubenplage, die wir da haben, jetzt haben wir schon alles Mögliche probiert und mit der Bezirksvertretung gesprochen, und die Mietervereinigung ist dahinter. Da passiert einfach nichts, aber gut. (*Das heißt, in der Anlage sind viele Tauben?*) Ja und nisten. In der Früh, sobald die Sonne aufgeht, hat man's am Fensterbrett spazieren, so tapp tapp, gurren, und wenn das um vier Uhr in der Früh ist, ist das nicht angenehm. Die Terrasse ist dauernd voll Kot, sie setzen sich da oben hin und verrichten ihr Geschäft,

vielleicht kriegen wir das irgendwann einmal in den Griff, lässt sich die Verwaltung, Wiener Wohnen mal endlich etwas einfallen. (...) Das ist ein Problem, was wirklich erst die letzten Jahre entstanden ist und ich weiß nicht warum. (*Sie sagen, Sie haben schon was unternommen dagegen, ist das ein Anliegen der Anlage, oder wer unternimmt da was?*) Wir haben eine Mietervereinigung und die unternehmen etwas und sind in ständigen Gesprächen mit der Gebäudeverwaltung, es ist auch versprochen worden, dass das drüben bei der C-Stiege, wo es am schlimmsten ist, bei dem Turm, dass sie dort neue Spieße setzen und Netze, damit dort das Brutverhalten mal gestoppt ist, dass es dann allgemein einmal weniger wird, ich selbst habe schon mit Wiener Wohnen kommuniziert (...), aber es kommen nur die Antworten: „Es tut uns leid, wir wissen um das Problem, aber wirklich was machen können wir nicht, wir haben schon so viel probiert, es sind sogar Falken schon mal ausgesetzt worden, die sich aber nicht gehalten haben.“ (*Haben Sie den Eindruck, dass auch tatsächlich was dagegen gemacht wird?*) Nicht wirklich, nein, also man sagt, man tut was, aber ich hab nicht wirklich den Eindruck, dass was passiert.

Zu Konflikten zwischen den MieterInnen komme es wegen der Tauben nicht, erklärt der Interviewpartner. Es komme zwar immer wieder vor, dass BewohnerInnen des Pensionistenwohnheims, das in die Wohnanlage integriert ist, die Tauben fütterten, aber Auseinandersetzungen habe es seines Wissens deshalb noch nicht gegeben.

(*Gibt es Leute, die die Tauben auch füttern?*) Ja, aber jedes Mal, wenn man jemanden sieht, dann sagt man: „Bitte pass auf, tu das nicht.“ Aber besonders die älteren Leute lassen sich das nicht nehmen, die mit Sackerl vom Pensionistenheim drüben rüberkommen und die Tauben füttern, obwohl es ja verboten ist, aber ganz verhindern kann man es nicht (*Gibt es da auch Streitereien deswegen, wegen dem Tauben Füttern?*) Habe ich noch nie mitbekommen.

Eine andere Tierplage gebe es am Brigittaplatz, erzählt die 15-jährige Tochter eines Interviewpartners: **Ratten** seien sowohl in der Grünanlage am Brigittaplatz als auch in den umliegenden Höfen und sogar im Stiegenhaus häufig zu sehen. Auch das Mädchen beschwerte sich darüber, dass von öffentlicher Seite noch nichts (Nachhaltiges) gegen die Tiere unternommen worden sei. Da habe weder ein Projekt, das ihre Schule zu diesem Thema organisiert habe, noch die Intervention einer „alten Oma“ im „Amtshaus“ geholfen.

Ich habe gemerkt, hier gibt es die Kirche und den Hof, da sind zu viele Ratten. (*Auf dem Platz, wo die...?*) Ja, wo die Kirche ist und hier im Hof. Es kommt auch vor, dass die Ratten in die Stiegen reingehen. (*Wird da nichts dagegen unternommen?*) Wir haben schon alles versucht. Ich habe in der Schule...für dieses Projekt und ich habe mich auch angemeldet für das. Jetzt muss ich einfach nur abwarten, ob sie kommen und das regeln. Ich habe alles versucht, ein bisschen auch diese alte Oma, die mit uns arbeitet, die war auch im Amtshaus, hat das auch bestätigt, und

sie haben gesagt: „Warten Sie zwei, drei Monate ab, sie kommen dann und entfernen die Ratten.“ (*Aber bisher ist noch nichts passiert?*) Nein. Also alles ist ok, nur diese Ratten nicht.

Das Sicherheitsgefühl in der Anlage

Bei der offenen Frage nach der Wohnzufriedenheit sparten die InterviewpartnerInnen das Thema **Sicherheit** völlig aus, was darauf schließen lässt, dass sie diesbezüglich **derzeit kein drängendes Problem** sehen. Bestätigt wird das durch die vertiefende Nachfrage, ob sie schon unangenehme Situationen in der Anlage erlebt haben. Die Antworten standen kaum mit dem Sicherheitsgefühl in Zusammenhang, sondern deckten die verschiedensten Themenbereiche ab: Es ging zum Beispiel um Vandalenakte, Rad fahrende Kinder oder um Menschen, die sich zwar ungewöhnlich benehmen, aber nicht als Sicherheitsrisiko wahrgenommen werden: In der Gudrunstraße sei einige Zeit eine weinende, junge Frau in der Anlage unterwegs gewesen, erzählt ein 40-jähriger Gesprächspartner ein wenig irritiert. Und ein Paar aus dem Karl-Seitz-Hof erinnert sich an einen jungen Mann mit eigenartigem Verhalten, der Zigaretten „geschnorrt“ habe und von den Kindern „Spucki“ genannt worden sei.

Wo ich mich nicht wohl fühle zum Beispiel: Eine Zeit lang hat es so eine Frau gegeben, die ist immer weinend herumgerannt – ich weiß aber nicht, wer das war, weil ich habe das nie weiterverfolgt -, aber die ist laufend so bei meinem Fenster vorbeigekommen. Das war jetzt voriges Jahr ein paar Mal hintereinander, also ein paar Wochen hintereinander.

Der war ein bissl ein Spinner, ein armer Bua, Typen hast du auch überall. Die haben wir am Land genauso gehabt. (...) Er hat nur gesagt: „Hast eine Zigarette?“ Einmal habe ich halt keine gehabt. Da habe ich gesagt: „Ich muss mir selber erst welche kaufen.“ Da hat er mich g’schimpft, ein bissl. Aber ich meine, so was nehme ich nicht ernst. (...) (Frau) Wenn ich jetzt auf der Stiege wohne, und der ist dort, und meine Kinder gehen dann von der Schule heim, hätte ich schon ein bissl ein un gutes Gefühl halt auch. Man weiß ja nie, was das ist. (...) Das war wie gesagt ein armer Narr. Der war zu den Kindern, glaube ich, gar nicht böse. (...) Für die Kinder war das eigentlich ... (...) irgend so eine Kuriosität war der halt. Ich meine, der ist ganz anders als alle anderen und hat immer gespuckt. Jetzt haben sie gesagt, das ist der Spucki.

Die direkte Frage, ob sie sich in der Hausanlage unsicher fühlen, verneinte die Mehrheit der Befragten. Auch nach Einbruch der Dunkelheit fühlen sich die meisten nach eigener Aussage sicher. Es fällt auf, dass jene drei Befragten, die sich in den Höfen ihres Gemeindebaus nicht wohl bzw. nicht vollständig sicher fühlen, besonders jung sind: ein 14-jähriger Bursche aus

der Per-Albin-Hansson-Siedlung, eine 22-jährige Befragte aus der Gudrunstraße und ein 26-Jähriger aus dem Karl-Seitz-Hof.

So erzählt der 14-jährige Sohn einer Gesprächspartnerin aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung, dass er ein unangenehmes Gefühl habe, wenn er abends nach Hause komme und an etwas älteren Jugendlichen, die in Gruppen stehen, vorbeigehen müsse, obwohl er noch nie etwas Unangenehmes erlebt habe. Wohl sei ihm erst wieder, wenn er im Haus selbst angekommen sei. (Seine 51-jährige Mutter dagegen fühlt sich in der Hausanlage völlig sicher.)

(Gibt es manchmal Situationen, wo Sie sagen, da fühlen Sie sich jetzt nicht wohl?) Ja, am Abend, wenn ich um zwölf Uhr von meinem Freund nach Hause komme, und da gehen eben größere Gruppen herum, dann fühle ich mich nicht gerade so wohl. *(Und das sind immer die türkischen Jugendlichen?)* Nein, nicht immer, es sind auch Österreicher. Die Älteren eben, die sind vielleicht 17 oder so oder 16 und gehen da herum. (...) Es ist ein unangenehmes Gefühl, wenn ich dann am Abend nach Hause komme, und niemand ist da, nur die. Da fühle ich mich nicht so wohl. (...) Nur Gefühl. Es ist noch nie irgendetwas passiert. (...) *(Aber die machen keine Bemerkungen oder schauen blöd oder sowas?)* Nein. Nie. (...) *(Ist das nur draußen, dass Sie das unangenehme Gefühl haben, und wenn Sie dann drinnen sind, ist es vorbei, oder geht das weiter?)* Nein, nur draußen, wenn ich drin bin, dann ist es eh egal, dann habe ich kein unangenehmes Gefühl mehr. Dann fahre ich rauf und nach Hause und dann ist es wieder gut.

(Wenn Sie am Abend nach Hause kommen, wenn es schon finster ist, gibt es da manchmal Situationen, die Ihnen unangenehm sind?) Nein. Ich muss sagen, nein, ehrlich. Ich fühle mich sicher. *(Egal zu welcher Tages- oder Nachtzeit?)* Egal. Ich komme auch von einer Freundin zum Beispiel um ein oder zwei Uhr in der Nacht. Ich habe nie Probleme gehabt.

Auch die junge Interviewpartnerin aus der Gudrunstraße fühlt sich am Abend erst dann völlig sicher, wenn sie die Haustür hinter sich geschlossen hat. Sie nannte keinen konkreten Grund für ihre Furcht und hatte auch noch nie ein bedrohliches Erlebnis. Beim Heimweg von der U-Bahn-Station Keplerplatz finde sie die Umgebung wenig vertrauenerweckend, und da der Hof ganz offen gegen die Straße sei, könne jedermann hereinkommen, erzählte sie. Diese Gesprächspartnerin empfindet die Hausanlage also nicht als „Schutz“ gegen die von ihr abends als bedrohlich empfundene Wohnumgebung.

Es ist schon ein Hof, aber der ist offen, da kann jeder rein in diesen Hof. Da sind die Stiegen nebeneinander, und dann geht man in die Stiege rein und dann ist man gleich im Stiegenhaus. (...) *(Im Hof fühlen Sie sich auch noch nicht sicher?)* Eigentlich auch noch nicht, also eigentlich, wenn ich bei der Stiege drin bin, wenn ich im Stiegenhaus bin und die Tür zu ist, dann.

Wie die Nachteile der Wohnumgebung ganz konkret in das Innere der Hausanlage wirken können, berichtet die Befragte aus Döbling. Bei der nur wenige Schritte entfernten U-Bahn-Station Spittelau sei Drogenhandel gang und gäbe. Manchmal kämen die DealerInnen bis in den Eingangsbereich der Hausanlage, wo man sie beim Abwickeln ihrer „Geschäfte“ beobachten könne. Diese Situation sei ihr zwar unangenehm, aber Furcht verspüre sie keine.

Es ist auch hier herein gekommen, da in den Hof. Sie [Anm.: die DrogendealerInnen] sind über den Skywalk, nehm ich an, herüber gekommen. (...) In diesen Durchfahrten diese Säulen, die wir haben – das haben wir da auch schon beobachten können, dass da auch so Geschäfte... Da schleichen sie dann auch so herum, und wir beobachten. Ich meine, wir sind tagsüber auch zuhause, also unterschiedliche Arbeitszeiten, und somit kann man vieles auch beobachten. (...) Zur Zeit ist es weniger geworden, sind sie vielleicht woanders hingezogen oder es ist vielleicht der Winter, keine Ahnung.

Der junge Mann aus dem Karl-Seitz-Hof hat ein ähnliches Problem wie der Bursche aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung: Es ist ihm unangenehm, an der recht großen Gruppe von Jugendlichen vorbeizugehen, die sich seit einigen Monaten bei Veranstaltungen im Jugendzentrum vor dessen Eingang (im Hof der Anlage) versammeln. Er habe ein „mulmiges“ Gefühl, obwohl die jungen Leute noch nie auffällig geworden seien. Er bringt das Thema mehrmals auf, wobei er im Lauf des Interviews immer mehr den Lärm-Aspekt herausstreicht (siehe auch im Kapitel „Konfliktthemen“).

Ich möchte jetzt nicht sagen, dass ich Angst habe, aber zeitweise, wenn da von diesem Jugendzentrum – es stehen dann so 30 Jugendliche davor und machen Wirbel. Wenn ich dann zur Videothek gehe und eben vorbei muss, ist es schon ein bissl ein mulmiges Gefühl, weil in der Gruppe sind sie natürlich immer stärker. Also das ist natürlich ein bissl ein ungutes Gefühl. (...) Da bei diesem Jugendzentrum ist eigentlich nur die Lautstärke. Da habe ich noch nicht mitbekommen, dass die irgendwelche Krawalle oder Ausschreitungen – wäre mir eigentlich noch nichts aufgefallen, weil es ist eigentlich nur die Lautstärke.

Von diesem „unguten“ Gefühl abgesehen, habe er aber nie Angst in der Anlage, sagt der junge Gesprächspartner weiter. Danach gefragt, ob er wisse, dass andere Leute im Karl-Seitz-Hof am Abend Angst hätten, aus dem Haus zu gehen, fällt ihm ein, dass ein Nachbar einmal mit einer Unterschriftenliste für den Einbau einer Gegensprechanlage herumgegangen sei, was er selbst in erster Linie praktisch fände, weil er dann abends für seine BesucherInnen oder den Pizzaservice nicht mehr das Haustor aufsperrern müsste. Der Sicherheitsaspekt scheint ihn weniger zu interessieren.

Aber ich habe jetzt keine Angst beim Heimgehen, nein das nicht. (...) (*Haben Sie von anderen schon was gehört, dass sie unangenehme Erlebnisse hatten in der Umgebung?*) Ein Nachbar (...), der ist einmal mit einer Unterschriftenliste für eine Gegensprechanlage durchgegangen. (...) Ich finde es eigentlich schon gut, weil nach neun Uhr wenn jemand bei mir war, muss ich immer mit runter gehen und aufsperrn und zusperren. Das ist halt ein bissl lästig. Aber auch genauso, wenn man sich nach neun Uhr eine Pizza bestellt oder irgendwas, muss man halt dann runtergehen und aufsperrn. Also es wäre schon angenehmer mit Gegensprechanlage.

Noch eine weitere junge Gesprächspartnerin aus dem Karl-Seitz-Hof spricht das Thema Gegensprechanlage an: Sie habe schon einmal, als sie noch auf einer anderen Stiege wohnte, den Einbau einer Gegensprechanlage veranlasst, nachdem das Haustor niemals zugesperrt und im Keller eingebrochen worden sei. Auch bei ihrer jetzigen Stiege habe sie versucht, zu eine Gegensprechanlage zu kommen, die jedoch den anderen BewohnerInnen nicht die 15 Euro wert gewesen sei, die sie dafür aufwenden hätten müssen. Das kann einerseits als Bestätigung dafür gelesen werden, dass sich die Mehrheit der MieterInnen im Karl-Seitz-Hof sicher fühlt, andererseits ist diese 23-jährige Befragte ein weiteres Beispiel dafür, dass sich am ehesten die jungen Leute zu fürchten scheinen.

...vielleicht überall eine Sprechanlage noch, das wäre auch super. Da gibt's ja auch so Probleme. Ich weiß nicht, warum sie da keine rein machen. (...) Wie ich in der 29-er Stiege gewohnt habe, hab ich angerufen und gesagt: „Wir wollen eine Sprechanlage, weil bei uns ist ständig das Haustor offen.“ Da ist im Keller auch eingebrochen worden. Da haben sie dann eine rein gemacht. Hier ist auch eingebrochen worden in den Keller, und das Haustor unten ist kaputt gemacht worden mit dem Schlüssel irgendwas. Da hab ich gesagt, ob wir nicht da auch eine kriegen. Haben sie gesagt, nein, weil das müsste man zahlen, und da ist natürlich keiner mit eingegangen. (*Wo haben Sie da gefragt wegen der Gegensprechanlage?*) Eh bei Wiener Wohnen. (*Aber das wollte sonst niemand?*) Ja, weil es was kostet. Ich glaube, das hätte 15 Euro gekostet pro Hauspartei. Das hätte nicht irgendwie weh getan im Geldbörsel.

Denn unter den älteren InterviewpartnerInnen im Karl-Seitz-Hof fühlten sich selbst die kritischsten völlig sicher, wie die Zitate einer 66-jährigen Frau, die zwar im Allgemeinen nicht gerne am Abend auf der Straße ist, sich aber in der Anlage nicht fürchtet, und eines Paares Mitte 50 deutlich zeigen.

Ich gehe in der Nacht nicht außer Haus. Das weiß ich weniger. Es ist eins, wenn ich wirklich einmal in einem Theater war, dann hab ich mich mit dem Taxi bis herführen lassen. Und hab eigentlich nie ein ungutes Gefühl gehabt, das muss ich schon sagen, hab ich nicht gehabt. (...)

(Aber wenn sie jetzt zum Beispiel wüssten, dass sie länger bei Ihrer Mutter sein sollen, das macht Ihnen jetzt kein...?) Nein, es macht mir keinen Kopf. Es ist nur, mir ist sowieso am Abend, wenn ich allein geh, das ist wurscht, wo ich bin, also ich mag das halt nicht gerne.

(Haben Sie Angst, wenn Sie z.B. heimkommen?) (Frau): Überhaupt keine. Also die Sorgen muss man nicht haben. Das haben vielleicht andere, die zu Besuch kommen, die sagen, bei Euch ist es so und so, aber ich – nein, da habe ich keine Schwierigkeiten, dass man Angst haben muss.

(Und Sie haben auch keine Angst um Ihre Frau?) Nein, wirklich nicht. (Frau) In dem Sinn ist noch nichts vorgefallen, dass man sagt... *(Die Kinder – wie fühlen sich die da? Sie haben zwei Mädchen, oder?)* Ja, da im Bau keine Angst.

Nicht nur die bereits zitierte Mutter des 14-jährigen Burschen, der sich ein wenig vor den älteren Jugendlichen fürchtet, auch die anderen GesprächspartnerInnen aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung fühlen sich in der Anlage sicher. Die beiden älteren Frauen – 57 und 63 Jahre alt – können sich jedoch vorstellen, dass man sich fürchtet: wenn man in einem der oberen Stockwerke wohnte und daher länger mit dem Aufzug unterwegs sei bzw. wenn man spät-abends ohne Begleitung nach Hause komme.

Es ist eigentlich sehr gut beleuchtet, wenn ich jetzt an den Abend denke. Wir haben Gegen-sprechanlagen. Ich könnte nicht sagen, dass ich so vehemente Punkte finde wie dunkle Ecken oder so (...) Ich fürchte mich nicht in der Anlage. (...) Ich komme eigentlich sehr wenig spät nachts nach Hause. Wenn, dann fahre ich vielleicht mit dem Auto. Die Garage ist natürlich nicht so ganz ohne mulmiges Gefühl, aber das haben so Garagen an sich. Ich habe das Glück, im ersten Stock zu wohnen, das heißt, ich brauche nicht weit mit dem Lift fahren oder ich kann auf einer Notstiege, die beleuchtet ist, gehen. Wenn ich weiter oben wohnen würde, wäre es mulmig.

(Fühlen sie sich hier sicher in der Anlage?) Ja. *(Wenn Sie nach dem Finster-Werden nach Hause kommen, ist Ihnen da was unangenehm, fürchten Sie sich?)* Wenn ich spät nach Hause komme, ist es mit meinem Mann *(Aber würden Sie sich fürchten, wenn Sie da...?)* Nein, (lacht) gerne würde ich nicht gehen.

Tatsächlich scheinen jedoch auch die älteren Alleinstehenden keine Furcht zu haben, nach dem Einbruch der Dunkelheit durch die Per-Albin-Hansson-Siedlung zu gehen, wie ein 52-jähriger Bewohner argumentiert: Er beobachte regelmäßig, wie gerade diese Personengruppe in den Abendstunden furchtlos mit ihren Hunden spazieren gingen.

(Gibt es da Leute, die Angst haben, haben Sie das Gefühl?) Nein hab ich nicht, (...) Es sind ja mittlerweile doch auch einige Alleinstehende hier im Haus, die des Abend mit ihren Hunden Gassi gehen, also ich hab nie das Gefühl, dass die Angst haben.

Sonstiges

Zwei unzufriedene Wortmeldungen betrafen **gemeinschaftlich genutzte Räume** in der Wohnanlage. Einer der GesprächspartnerInnen vom Brigittaplatz wohnt auf einer Stiege, bei der keine Möglichkeit besteht, Kinderwägen oder Fahrräder sicher aufzubewahren. Der dafür eigentlich vorgesehene Raum, erzählte der Befragte, werde von einem Geschäft als Lager verwendet, deshalb – so seine Tochter – stünden die Fahrräder und Kinderwägen im Stiegenhaus im Weg – vor dem Lift und dem Abgang zum Keller.

(Tochter) Es ist schon Problem für die Fahrräder und die Kinderwägel. Weil die stehen jetzt vorm Lift und vorm Eingang vom Keller, und das stört schon. Da könnte schon ein Raum gehören. (...) (Mann) Der Raum ist zu. Ich glaube, den benutzen die Geschäfte von der Straße. Das ist ein Lager oder was weiß ich.

Die Waschküche ist gleichsam ein Konfliktherd für sich, wie bereits im Zusammenhang mit der Sauberkeit und den HausmeisterInnen erläutert wurde und wie auch im Kapitel „Konfliktthemen“ nachzulesen ist. Einen anderen Aspekt – der einmal kein Konfliktpotential birgt, sondern „nur“ Unzufriedenheit hervorruft – spricht eine ältere Bewohnerin des Karl-Seitz-Hofs an: Seit einigen Jahren müssten alle Parteien die Waschküche über die Betriebskosten finanzieren. Die Interviewte findet das unfair: Sie wünsche sich das frühere System zurück, bei dem man mit Münzen genau für das bezahlen musste, was man gewaschen habe, sagt sie, denn wie käme die Hausgemeinschaft dazu, für ihre oder die Wäsche der anderen WaschküchenbenutzerInnen mit zu zahlen.

Wir haben früher Münzen reingeschmissen. Da hab ich gewusst, das ist meins, das hab ich verbraucht, und das zahl ich. Jetzt ist das aber so, (...) dass das abgeschafft worden ist, und dass man da unten nichts zahlt. (...) Die Allgemeinheit bezahlt das Ganze. *(Das heißt, auch wenn ich nicht waschen gehe, zahl ich mit?)* Ja, natürlich ja, ja, also Sie zahlen. *(Ist das in den Betriebskosten jetzt drin?)* Ja und ich finde, das ist nicht richtig, weil ... gut, den Erhalt vielleicht schon, der ist nun einmal da. Weil man ist eingezogen und hat gewusst, da ist diese Waschküche, das sehe ich schon ein, dass man da ein bisschen was für den Erhalt zahlen muss. Aber wenn ich runtergehe und wasche, dann finde ich soll derjenige, der runter geht seinen Obolus leisten.

Resümee

Es fällt auf, dass die heftigsten und meisten Kritikpunkte an der Wohnanlage aus dem Karl-Seitz-Hof und der Per-Albin-Hansson-Siedlung kommen. Man gewinnt aus den Interviewpassagen aber nicht den Eindruck, dass die Situation dort außergewöhnlich schlecht wäre. Viel

eher scheint die teils große Unzufriedenheit mit einer **hohen Identifikation** zusammen zu hängen. Der Karl-Seitz-Hof sei ein „Elitebau“ gewesen, erläutert eine Interviewpartnerin gleich zu Beginn des Gesprächs. Sie und noch eine zweite Befragte weisen auf den hohen ästhetischen Anspruch der „Jugendstil“-Anlage hin: Er sei „wunderschön“ und „wunderbar“. Damit wird der Karl-Seitz-Hof für diese beiden Gesprächspartnerinnen „wertvoll“.

Vor allem ältere Menschen oder Menschen, die länger in einer Anlage wohnen, nehmen jedoch wahr, dass das **Image des Gemeindebaus** in letzter Zeit eher gelitten hat. Aus der Wortmeldung einer der beiden eben zitierten Frauen aus dem Karl-Seitz-Hof, die seit 1941 dort wohnt, ist deutlich ein Bewusstsein der ursprünglichen Idee des Wiener Gemeindebaus spürbar, auf die einst auch die BewohnerInnen stolz sein konnten, zugleich aber auch ein Bedauern über das gewandelte Image und den von ihr empfundenen Verlust an Standard. Die Identifikation fällt immer schwerer, damit geht jedoch ein selbstverständlicher Bestandteil des Lebens verloren – Unzufriedenheit ist da noch eine eher schwache Reaktion.

(Ist für Sie im Gemeindebau Wohnen irgendwas Besonderes) Also mir, weil ich es gewohnt bin von Geburt auf, für mich ist das immer was ganz Natürliches. (...) *(Sind Sie stolz irgendwie auch drauf?)* Na, heute bin ich nicht mehr stolz, weil wenn ich heute Besuch krieg, täte ich ihnen am liebsten die Augen verbinden, wenn sie reingehen beim Türl.

Ähnlich verhält es sich mit der Per-Albin-Hansson-Siedlung, die von den Befragten überwiegend als schön und außerdem ebenfalls als Ausnahme-Gemeindebau wahrgenommen wird.

(Finden Sie die Anlage, jetzt rein so zum Anschauen, ästhetisch schön?) Ja, mir gefällt es.
(Was gefällt ihnen dran?) Weil es so viel grün ist.

(Finden Sie, dass die Anlage schön ist, zum Anschauen?) Ja, finde ich schon. Wenn irgendwer zu uns kommt, und wir auf den Balkon gehen: Der Blick ist so schön, jeder denkt an Urlaub.

Weil unser Gemeindebau war ursprünglich kein Gemeindebau, sondern das sollte GESIBA sein, nur ist dann die GESIBA in Konkurs gegangen, daher hat es die Gemeinde übernommen und daher ja auch Maisonetten. [lacht] Weil sonst haben Sie ja in den Gemeindebauten keine Maisonetten. *(Jaja, Balkon und Terrasse, das ist nicht das, was wir damit verbinden.)* Nein eben, das ist nicht der herkömmliche Gemeindebau.

Der schlechte Ruf der Per-Albin-Hansson-Siedlung steht im Gegensatz zu der eigenen Empfindung der Befragten und schmerzt sie auch ein wenig. Ein 52-jähriger Bewohner bringt es auf den Punkt: Er unterscheidet deutlich zwischen dem Blick von außen, der eher kritisch bis

„mitleidig“ ausfällt, und der eigenen Erfahrung, die wesentlich positiver ist. Er verteidigt seine Wohnanlage gegen die, „die nicht wirklich Bescheid wissen“ und nur die Berichte der Medien im Kopf haben. Hier (und auch aus zahlreichen anderen Wortmeldungen zum Ruf des Gemeindebaus) wird deutlich, wie aufmerksam die „schlechte Presse“ von Gemeindebau-BewohnerInnen wahrgenommen wird.

(Hat es ein schlechtes Image, würden Sie das so sagen?) Ja also für Leute, die nicht im Gemeindebau wohnen, hat es ein schlechtes Image, ja. *(Merken Sie das in Ihrer Umgebung, wenn Sie mit Leuten reden und Sie sagen, Sie wohnen im Gemeindebau oder eben hier in der Per-Albin-Hansson-Siedlung?)* Ja doch. *(Wie reagieren die Menschen da drauf, gibt's da eine typische Reaktion drauf?)* Ach so (lacht), ja wenn man mit Menschen spricht und: Wo wohnen Sie denn, 10. Bezirk, ah, Favoriten und wo genau, ja naja, Hansson-Siedlung, Gemeindebau, ach so, naja, gut, auch recht nett. Auf diese Art, also man erntet fast Mitleid von Leuten, die nicht wirklich Bescheid wissen, die nur in den Medien über Konflikt im Gemeindebau lesen und hören. Es gibt vielleicht einen Knackpunkt, es gibt da jetzt viele neue Wohnhausanlagen, über die ständig stark berichtet wird, wie schön es dort zum Wohnen ist, die auch Gemeindebauten sind, und da ist es wieder was anderes, aber die Hansson-Siedlung hat nicht wirklich ein gutes Image, weil es einfach ein Riesengebiet ist und Gemeindebau.

Wo der Wohnanlage individuell ein Wert zugemessen wird, scheint es – trotz des „schlechten Rufes“ – zu einer hohen Identifikation zu kommen. Der hohe Wert kann zu einer insgesamt guten Wohnzufriedenheit führen, wie etwa (derzeit noch) in der Per-Albin-Hansson-Siedlung, aber auch zu **verstärkter Kritik- und Konfliktbereitschaft**, die darauf zielen, das Schöne und Gute zu erhalten.

Dort, wo die Anlage nicht in diesem Maße als schön, als wertvoll empfunden wird, scheinen Beeinträchtigungen – etwas durch Schmutz – eine vergleichsweise geringere Rolle zu spielen, wie insbesondere die Interviews in den Gemeindebauten in der **Gudrunstraße, aber auch am Brigittaplatz** nahe legen. Als Beispiele seien zwei Befragte aus der Gudrunstraße zitiert.

(Finden Sie sie auch ästhetisch, schön?) Naja, für den Preis. [lacht] (...) Das ist eben einmal in den 50er Jahren so gebaut worden.

Sie ist nichts Außergewöhnliches, aber eigentlich finde ich sie... Ich meine, natürlich sind die neuen Bauten ausgefallener und schöner, aber so finde ich es eigentlich schon ganz nett.

Das gleiche Phänomen ist bei jenen Befragten zu beobachten, die einen „schönen“ Bau gar nicht für schön halten. Einem 26-jährigen Gesprächspartner aus dem Karl-Seitz-Hof ist die

Anlage zu groß und weckt Assoziationen zu einem Bunker. Er äußerte sich weit weniger kritisch und ist weniger konfliktfreudig als jene Befragten, die den „Wert“ des Baus herausgestrichen haben.

Was ich am Gemeindebau eben nicht mag: Es ist ein riesiger Bunker. (...) Ich habe es halt lieber ein bissl kleiner und übersichtlicher. Ich meine, ich muss jetzt nicht mit meinen Nachbarn auf Du und Du sein. Die Anonymität, das ist schon in Ordnung. Aber ich weiß nicht, es hat irgendwie so etwas Bunkermäßiges.

In der Gudrunstraße und am Brigittaplatz fällt es den Befragten tendenziell weniger schwer, davon zu sprechen, dass den Gemeindebau-BewohnerInnen und damit auch ihnen selbst ein wenig das **Image der sozial Deklassierten** anhängt. In diesen Wohnanlagen sagten einige GesprächspartnerInnen ganz offen, dass sie (und auch manche ihrer NachbarInnen) sich eine andere Wohnung nur schwer oder gar nicht leisten könnten. Die Gemeindewohnung wird also als Sozialleistung oder auch als Notlösung empfunden, weil etwas „Besseres“ zu teuer ist (siehe dazu auch die Rolle der Mietkosten im Kapitel „Zufriedenheit mit der Wohnung“). Interessanterweise gilt das auch für den zuletzt zitierten Befragten aus dem Karl-Seitz-Hof. Die ersten beiden Zitate stammen von zwei arbeitslosen Gesprächspartnern – einer aus der Gudrunstraße, einer vom Brigittaplatz –, das dritte eben von jenem jungen Mann aus dem Karl-Seitz-Hof, der sich mit dem Gemeindebau nicht identifizieren kann und mag.

Es wohnen in Gemeindebauten möglicherweise eher sozial schwache Leute, so wie ich ja auch bin – oder mein Nachbar ist. Die tun sich selber schwer mit der Organisation von ihrem Leben, sagen wir einmal so. Wie soll ich sagen? Als Stichwort vielleicht hohe Arbeitslosigkeit.

Mit Gemeindebau verbinde ich den Kaisermühlen-Blues. (...) Soziales Wohnen, günstiges Wohnen für Menschen, die eben nicht die materiellen Voraussetzungen haben, sich zum Beispiel Eigentumswohnung, Genossenschaftswohnung oder von mir aus ein Häusl am Land zu kaufen, ist das natürlich eine wunderbare Sache, um relativ kostengünstig zu wohnen.

(Was verbinden Sie mit Gemeindebau?) (...) Nicht so viel Positives. Ich weiß nicht, es ist von den Mietern her... Es ist halt teilweise – wie soll ich sagen – eine gewisse Schicht vorhanden.

Wie schon zu Anfang dieses Kapitel beschrieben spielt auch das Thema „**Ausländer im Gemeindebau**“ eine emotional stark besetzte Rolle. Ähnlich wie der Imageverlust für Stadtteile oder ganze Bezirke wird auch das sinkende Ansehen des Gemeindebaus mit dem Zuzug von „Ausländern“ in Zusammenhang gebracht. Im Hintergrund ist in machen Aussagen auch deutlich der Unmut angesichts der Zuteilungspolitik der Gemeindebauwohnungen, wie diese aus

ihrer Sicht wahrgenommen wird, spürbar. Dazu eine typische Aussage einer 57-jährigen Bewohnerin der Per-Albin-Hansson-Siedlung

Sobald sie die ausländische Kultur mit in den Gemeindebau bringen oder egal, in jeden Wohnbereich, gibt es natürlich ... stoßen sich die Welten und gibt es natürlich Probleme.

In diesem Interviewausschnitt kommt noch einmal deutlich zum Ausdruck, wie problematisch das **Nebeneinander unterschiedlicher Lebensstile** innerhalb ein und derselben Wohnanlage von manchen Menschen empfunden wird. Zugleich fällt in dieser, vergleichsweise nüchternen, Aussage auf, wie **wenig konkret** die **eigentliche Konfliktlage** dieser gemeinsamen Wohnsituation von gebürtigen ÖsterreicherInnen und Zugewanderten ist. Um die Konfliktpotenziale dieser Konstellation zu erhellen, muss das Thema „gutes Wohnen“ noch einmal aus der Perspektive jener Grundbedürfnisse betrachtet werden, deren Missachtung nach Ansicht der Konfliktforschung unvermeidlich zu Konflikten führt (siehe dazu weiter unten das Kapitel „Grundbedürfnisse und ‚gutes Wohnen‘“).

Zufriedenheit mit der Infrastruktur

Auf die Frage nach dem „guten Wohnen“ und nach der Zufriedenheit mit der Wohnung wurden – wie bereits erläutert – sehr häufig auch Merkmale der Wohnumgebung genannt – insbesondere die Infrastruktur. Schon bei den allgemeinen, einleitenden Fragen („Was verstehen Sie unter gutem Wohnen? Wie zufrieden sind Sie mit der Wohnung/dem Wohnen?“) wurde die Infrastruktur durchgehend positiv bewertet. Dies bestätigt sich bei den vertiefenden Fragen: Die überwiegende Mehrheit der GesprächspartnerInnen ist mit den Einkaufsmöglichkeiten, der Anbindung an den öffentlichen Verkehr, dem Angebot an Schulen, der Versorgung mit ÄrztInnen und der Erreichbarkeit von „grünen“ Erholungsräumen überaus zufrieden. Deshalb seien im Folgenden nur die – wenigen – Kritikpunkte näher erläutert.

Entwicklungen und Lücken beim Einkaufs- und Ausgeh-Angebot

Insbesondere in **Favoriten**, aber auch in der Brigittenau und in Ottakring wiesen einige InterviewpartnerInnen darauf hin, dass sich die Geschäfte in ihrer Umgebung in den letzten Jahren verändert hätten. Ein 52-jähriger Gesprächspartner aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung stellte eine differenzierte Betrachtung an. Die Einkaufslandschaft rund um die Favoritenstraße habe sich in zweifacher Hinsicht verändert: Einerseits seien die teureren Geschäfte weggezogen und „Ramschläden“ zugezogen: Dies sei eine Reaktion auf den sich verändernden sozia-

len Status der Bevölkerung im 10. Bezirk, den man übrigens auch an der „schlechten“ Kleidung der Menschen auf der Straße ablesen könne. Andererseits habe der Zuzug der MigrantInnen mehr türkische Geschäfte in den Bezirk gebracht und damit das Angebot sehr verändert (siehe dazu auch im Kapitel über Konfliktthemen: „AusländerInnen“). Hinzu käme, dass viele Geschäftslokale oft Monate lang leer stünden. Diese Veränderungen seien auch bei den Lokalen und Restaurants zu beobachten: Es gebe einerseits zum Beispiel mehr „Döner Kebab Standln“, was er gut fände, andererseits bekäme man kaum noch „ein gutes Frühstück mit knackigen Semmeln, Marmelade und Kaffee dazu“, denn: „Diese Kaffeehauskultur in Favoriten ist schon auch verloren gegangen, da gibt es nicht mehr viele Auswahlmöglichkeiten. Wo wir früher gemütlich gesessen sind, ist jetzt ein Wettcafe.“

Was ich weniger schätze, ist die Qualität der Einkaufsmöglichkeiten, die in den letzten Jahren sehr nachgelassen hat. Ich bin ein Kind des 10. Bezirks und habe in den 60-er Jahren schon hier gewohnt. Da waren die Favoritenstrasse, Laxenburgerstrasse wirklich gute Einkaufsstrassen. Wenn wir jetzt was qualitativ Hochwertigeres einkaufen wollen, dann müssen wir Mariahilferstraße fahren oder Shopping City oder Shopping Center Nord, Kärntner Straße. (...) Die guten Geschäfte sind abgelöst worden durch Ramschläden zum großen Teil. Sie werden es auch sehen, vom Verteilerkreis bis zum Reumannplatz gibt's eine Geschäftsauflösung nach der anderen, die Geschäfte stehen leer, es kommen keine neuen Mieter hinein, entweder weil die Mieten so teuer sind oder weil es kein Klientel gibt. (...) Ich glaub, das liegt einfach daran, dass viele Leute zuziehen, die sich einfach nicht viel leisten können, und dadurch Billiggeschäfte anziehen. (...) Das merkt man an den Geschäften und das merkt man natürlich auch, wenn man durch die Strassen geht, am Erscheinungsbild der Leute, also gut gekleidete Leute – jetzt nicht dass ich dort im Nadelstreif herumlaufe – aber da sieht man auf der Mariahilferstraße doch einige mehr als auf der Favoritenstraße. Und wir haben nun mal einen hohen Ausländeranteil da ...

Dass in der Favoritenstraße zunehmend billige Geschäfte mit schlechtem Angebot zu finden seien, erwähnten auch eine 51-jährige und eine 63-jährige Gesprächspartnerin aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung mit Bedauern. Die beiden Frauen unterscheiden nicht zwischen den billigen Geschäften und jenen der „Ausländer“, für sie ist klar, dass MigrantInnen die schlechteren Geschäfte gebracht hätten. Eine solche Wertung nimmt ein 40-jähriger Interviewpartner aus der Gudrunstraße nicht vor, aber auch er stellte fest: „Da ist ein nicht-österreichischer Supermarkt neben dem anderen, lauter kleine Greißler eben. Ein Greißler neben dem anderen.“ Und er vermutet: „Ein Türke wird lieber zum türkischen Greißler gehen, wenn es möglich ist, als zum normalen Supermarkt.“ Seine Annahme wird durch das Interview mit einem gleichaltrigen Befragten mit türkischem Migrationshintergrund, ebenfalls aus der Gudrunstra-

ße, bestätigt: Er ist als einziger Interviewpartner von den Geschäften rund um die Favoritenstraße hellauf begeistert – dort finde er auch immer ein Lokal zum Essen-Gehen.

Die „ausländischen“ Lebensmittelgeschäfte werden von den „ÖsterreicherInnen“ nicht als neue Infrastruktur empfunden, weil sie nicht oder nur selten dort einkaufen gehen. Schwellenangst und Unsicherheit scheinen groß zu sein – manchmal machen sogar wilde Gerüchte über die „fremden“ Geschäfte die Runde.

(Gehen Sie in die türkischen Geschäfte nicht einkaufen?) Nein. Warum soll ich dort kaufen? Ich kenne mich nicht aus, bei diesen Sachen. (...) *(Ich finde es interessant, dass Sie nicht in die türkischen Geschäfte hineingehen.)* Naja, weil die türkischen Geschäfte zum Beispiel das ist alles türkisch, verschiedenes... Was soll ich dort kaufen?

(Es gibt auch natürlich zunehmend türkische Geschäfte, wenn man Richtung Reumannplatz fährt, gehen Sie da auch einkaufen?) Nein, wüsste nicht was. *(Das heißt, diese neu entstandene Infrastruktur, zum Teil sind es ja auch Lebensmittelgeschäfte und so weiter...?)* Lebensmittelgeschäfte ja, so ein Fladenbrot wie am Markt, natürlich, wo kriegt man es sonst in der Qualität. *(Aber so in ein türkisches Geschäft reingehen, Supermärkte, wie es sie inzwischen auch schon gibt, eher nicht?)* Ja, wenn man speziell was braucht, ja, aber auch wieder, weil ich Supermärkte vor dem Haus hab, warum soll ich mit der Straßenbahn... Ich weiß nicht, ob sie den Supermarkt, den Merkur kennen, die haben inzwischen eine eigene Abteilung, ein eigenes Regal für türkische Lebensmittel, und so gesehen sind wir da gut versorgt.

(Gehen Sie auch in diese ausländischen Geschäfte einkaufen?) Sehr selten eigentlich. *(Aber schon? Waren Sie da schon drin?)* Ja, dort wo ich vorher gewohnt habe, dort war ein Greißler, der war wesentlich näher als der Zielpunkt, und wenn mir das Brot ausgegangen ist oder irgendwas anderes, und ich wollte nicht bis zum Zielpunkt gehen, bin ich dort hin einkaufen gegangen. (...) Dann bin ich einmal zum Milchmann gegangen und der hat mir so Horrorgeschichten erzählt über diesen ausländisch geführten Supermarkt. (...) *(Glauben Sie, dass da was dahinter sein kann, hinter diesen Geschichten, oder ist das eher nur...?)* Nein, das sind Phantasmen.

Für den 52-jährigen Befragten aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung resultiert aus dem Aufeinandertreffen der „Ausländer“ und der „Österreicher“ rund um den Viktor-Adler-Markt in Favoriten ein faszinierender Widerspruch: „Die eher rechts orientierten Parteien machen dort ihre Parteiveranstaltungen, und zuhören tun die Türken und Bosnier (lacht), die Kinder rennen mit dem FPÖ Luftballons herum, (...) aber gut, das ist Wien, das ist Favoriten“.

Die Geschäfte und Lokale der MigrantInnen sind im **16. und im 20. Bezirk** ebenfalls ein Thema, wenn auch nicht so dominant wie im zehnten. So sind zum Beispiel für die einen der Brunnenmarkt und der Yppenplatz beliebte Einkaufsorte und Treffpunkte mit FreundInnen, für die anderen eher abschreckend, weil die StandlerInnen sowie LokalbetreiberInnen und -gäste so häufig MigrantInnen sind. Aber auch jene, die gerne in Geschäften mit türkischen Lebensmitteln einkaufen, fänden es gut, wenn das Angebot breiter wäre: „Jetzt gibt es fünf türkische und Wiener [Bäckereien] gibt es keine mehr. Also das finde ich schade. Das wäre schön, wenn sich das mehr durchmischen würde.“ Ähnliches gelte für die Lokale.

Uneinigkeit herrscht bei der Einschätzung der Lugner-City: Für eine ältere Befragte „wäre es furchtbar, wenn wir die Lugner-City nicht hätten. Da ist weit und breit nichts.“ Es gebe keine anderen Geschäfte in der Nähe außer „von Ausländern betriebene“. Einen 44-jährigen Mann hingegen „nervt [es] hin und wieder schon, ständig in dieser Lugner-City einzukaufen“, und für eine 29-jährige Frau ist es sogar „problematisch, reinzugehen in die Lugner-City. (...) Weil am Anfang ist es Orientierungslosigkeit, stressig, ich mag keine großen Einkaufszentren, also ich würde es vorziehen, wenn ich unten ein kleineres Geschäft hätte.“

In der Nähe des Karl-Seitz-Hofs sind es nicht die „ausländischen Lokale“, die stören, sondern „Trinkerlokale“. Es gebe kaum Möglichkeiten, in der Umgebung etwas zu „unternehmen“, erklärte ein 26-jähriger Gesprächspartner, „da muss man halt woanders hinfahren“. Auch wenn man nicht jeden Tag weggehen wolle, fehle etwas in der Umgebung. Eine ähnliche Beschreibung der Lokale in der Nähe des Gemeindebaus stammt von einem 58-jährigen Interviewpartner. Er „meide (...) gewisse Lokale da in der Umgebung, weil da wirklich nur die Typen herumrennen, die gar nichts arbeiten wollen.“

Anzahl und Qualität der „grünen“ Erholungsräume

In Ottakring sprachen mehrere InterviewpartnerInnen die Anzahl und Qualität der Parks und Grünflächen in der Umgebung an. Eine 25-jährige Frau bedauert, dass der Yppenplatz „so zubetoniert“ ist, weil „da ist jetzt irgendwie schon zwar ein Aufenthaltsort, wo viele Leute sind, aber es ist halt nur Beton da.“ Auf die Frage, ob es etwas gebe, was ihre Wohnqualität verbessern könnte, antwortete sie: „Also Grünfläche würd ich mir wünschen.“ Dass es in der Befragungszone im 16. Bezirk wenige Parks gibt, bestätigte auch eine 29-jährige Befragte, die aber meinte, sie störe das nicht. Nicht die Anzahl der Erholungsräume, sondern ihre Qualität

gab einer 66-jährigen und einer 50-jährigen Gesprächspartnerin Anlass zu Kritik: Für die eine ist es die Anzahl der „Ausländer“, die die Parks der Umgebung für sie unattraktiv machen, für die andere die schlechte Luftqualität. Wenn man wirklich gute Luft schöpfen wolle, erklärt sie, müsse man mit dem Bus weiter hinaus fahren, was aber Geld koste.

(Gibt es genügend Grünflächen in der Umgebung?) Grünflächen, ja oh ja, den Märzpark, den Stadthallenpark auch. Ja, Grünflächen gibt's genug, aber nur wenn ich ein Kind hätte... In den Märzpark kann man gehen, aber unten auf der Thaliastrasse wimmelt es nur so von Ausländern, dort können Sie als Einheimischer... ja, vormittags, sind die Kindergartenkinder unten, aber sonst können Sie nicht rein gehen

(Und so mit Grünflächen, wie sind Sie da zufrieden?) (Frau) Na, könnte mehr sein, noch. Also ich meine, da ist es ja schon besser als im siebenten. Wir haben immerhin die Schmelz in der Nähe, aber sonst, wenn man wirklich ein bisschen raus will, muss man mit dem Bus fahren, 20 Minuten mindestens. (Mann) Der Vogelweidpark bei der Stadthalle. (Frau) Ja, geh bitte. (...) Ich meine von der Luft her, die Gablenzgasse, der Stadthallenpark, der Märzpark, das ist zum Vergessen für mich. Also wenn ich wirklich eine Qualität will, dann fahre ich mit dem Bus hinaus (...). Und das ist aber wieder relativ weit und aufwändig, muss man Fahrschein zahlen. Donauinsel mit der U6 jetzt, ja, das ist immerhin relativ günstig.

Ansonsten sind die Beanstandungen an dem Angebot an Grünflächen Ausreißer: Eine 22-jährige Gesprächspartnerin aus der Gudrunstraße wünscht sich „eben ein bisschen mehr Grünfläche irgendwie, dass man da ein bisschen eine Möglichkeit hat, dass man irgendwo einmal hin kann, weil das ist eigentlich alles überhaupt nicht in der Nähe.“ Ein 43-jähriger Befragter aus einem privaten Miethaus am Brigittaplatz hingegen nennt den 10. Bezirk – insbesondere die Per-Albin-Hansson-Siedlung – als positives Gegenbeispiel zu seiner Wohnumgebung, die von „Beton“ geprägt sei.

Mir gefällt es nicht, wenn ich ehrlich bin, rundherum sind Häuser, nur da vorne nur beim Brigittaplatz, bei der Kirche ein bisschen grüne Fläche. Ich muss sagen, wir haben ja noch Glück, dass da eine Kirche ist, sonst hätten wir meiner Meinung auch diese grüne Fläche nicht gehabt. Wir brauchen nur rüber schauen; Gebäude, Beton, Beton, Beton. (...) Der 10. Bezirk gefällt mir besser, dort ist mehr grüne Fläche, ich meine außerhalb, von der Hansson-Siedlung zum Beispiel, obwohl es dort auch viele Häuser gibt, aber es gibt immer noch genug grüne Fläche.

Die anderen Befragten in der Gudrunstraße und insbesondere am Brigittaplatz waren mit der Ausstattung bzw. Erreichbarkeit von Grünflächen zufrieden. Nicht nur der Gesprächspartner aus dem 20. Bezirk, auch die BewohnerInnen der Per-Albin-Hansson-Siedlung selbst sehen

das viele „Grün“ in der Umgebung als Vorteil an. Nur eine Gesprächspartnerin entdeckt einen Wermutstropfen: die Hunde in den Parkanlage (siehe auch im Kapitel „Konfliktthemen“). Sie seien „ohne Beißkorb (...), teilweise ohne Halsbänder unterwegs“, was eine „Frechheit“ sei. Eine gute Lösung seien „Parksheriffs (...) also so Parkbetreuer eben, ausgestattet mit dem Recht, Formalitäten durchzuführen, Strafen auszusprechen“. Das grundlegende Problem sei:

Das Pflichtbewusstsein von den Hundehaltern hat sich sehr verändert. Weil die geben dir nämlich zur Antwort im Park, wenn du sagst, sie sollten eine Leine nehmen oder einen Beißkorb: Nein. Und außerdem, sie sollen den Kot wegräumen: Nein, sie zahlen sowieso Hundesteuer. Also das ist die Antwort, die du bekommst... also bis zu Gewaltausbrüchen.

Schulen

Nur wenige GesprächspartnerInnen hatten Kinder in schulpflichtigem Alter. Die Frage, welche Schule wie nahe bei der Wohnung liegt, spielt für die Beurteilung der Lebensqualität zumindest in einer bestimmten Lebensphase wohl eine wichtige Rolle. Ein Ehepaar (50 und 56 Jahre) aus der Herbststraße im 16. Bezirk erzählt, dass ihr Sohn der einzige in der am nächsten gelegenen Volksschule gewesen wäre, der keinen Migrationshintergrund gehabt hätte. Deshalb hätten sie sich für eine andere Schule entschieden. Aus den Interviews mit den beiden geht hervor, dass sie keine Vorbehalte gegen MigrantInnen haben, trotzdem wollten sie ihr Kind nicht in eine so unausgewogene Klasse geben.

(Mann) Na, du musst schon konkret sagen: Es ist so, dass die Volksschulsituation, ich meine, die betrifft uns jetzt nicht mehr, aber die nächste Volksschule von uns ist praktisch zwei Gassen weiter, da sind unsere Töchter noch gegangen. Als die gegangen sind, waren dort bereits ein Drittel Österreicher, zwei Drittel Nicht-Österreicher. Bei unserem Sohn jetzt wäre, wenn er gegangen wäre – das ist einer der Gründe, warum er nicht gegangen ist – wäre er der einzig gewesen in der Klasse. (*Der einzige?*) (Frau) Ja, der einzige, ja, das wollten wir nicht. Hälfte oder Drittel ist okay, aber als Einziger.

Grundbedürfnisse und „gutes Wohnen“

Wohnen ist ein Grundbedürfnis, das kann ohne weiteres vorausgesetzt werden. Es ist allerdings eine weitere Differenzierung dieser These notwendig: Der Auflistung des Konfliktfor-

schers Johan Galtung folgend zeigt sich, dass Wohnen nicht ein, sondern eine Reihe von Bedürfnissen abdeckt oder idealer Weise abdecken sollte.⁴

Die unterste **basale** Ebene von Grundbedürfnissen hat nach Galtung mit dem „**Überleben**“ zu tun. Diese Ebene kommt für unsere Untersuchung nur insofern in Betracht, als auch das Thema „Sicherheit“ hierher gehört. Obwohl das subjektive Sicherheitsgefühl die Wohnzufriedenheit natürlich unmittelbar beeinflusst, ist das „Überleben“ doch in Wahrheit kein Thema der Wiener Wohnpolitik. Das Thema ist daher eher auf der zweiten Ebene der Grundbedürfnisse anzusiedeln.

Diese **zweite** Ebene der Grundbedürfnisse betrifft das **Wohlbefinden**: Man könnte in unserem Zusammenhang sagen das „gute Leben“, also Kleidung, Nahrung, Zugang zu Gesundheitseinrichtungen, Bildung, Sicherheitsgefühl und natürlich auch Wohnen. Diese Ebene betrifft unmittelbar das Thema Wohnen als Grundbedürfnis und ist – gerade in Wien – natürlich längst im Mittelpunkt der sozial- und wohnungspolitischen Intentionen. Es ist sofort einsichtig, dass das Nichterfüllen von Grundbedürfnissen auf dieser Ebene zu Konflikten führt.

Weniger im Blickpunkt, zumindest der Wohnungspolitik, ist die **dritte** Ebene von Grundbedürfnissen, die der **Identitäten**. Es herrscht in der Konfliktforschung weitgehend Konsens darüber, dass das Ausbilden von persönlichen und kulturellen Identitäten zu den Grundbedürfnissen zu rechnen ist, deren Nicht-Befriedigung oder deren unterschiedliche Wege der Befriedigung für das Zustandekommen von Konflikten verantwortlich sind.

Kulturelle Identitäten bilden sich über Traditionen, Werthaltungen sowie Selbst- und Fremdbilder. Sie konstituieren sich im sozialen Raum und sind nur dort lebbar. Die Familie, die Nachbarschaft, das Wohnumfeld, der Wohnbezirk sind natürlich solche sozialen Räume und hier spielt eine Bestätigung oder auch Bestreitung dieser Identitäten durch Gruppen oder Mehrheiten eine entscheidende Rolle. Diese Bestätigung erfolgt auch über kulturelle Symbole – Sprache, Verhalten, Essen, Kleidung, Musik ..., kulturell spezifische „Ordnungen“ – also das, was wir oben die „ästhetische“ Dimension des Wohnens genannt haben, und sie kann durch die Ansprüche anderer kultureller Ordnungen bestritten werden. Es ist also etwas verkürzt gesagt möglich, und in der Wohnrealität einiger Wiener Bezirke auch tatsächlich der Fall, dass das Grundbedürfnis der Identitätsbildung im Wohnumfeld zu kurz kommt. Das gilt

⁴ Galtung, Johan: Konflikte und Konfliktlösungen. Berlin: Homilius, 2007.

je nach Konfliktkonstellation sowohl für MigrantInnen als auch für die autochthone Bevölkerung, zugleich aber auch für soziale Schichten und Gruppen, die ihre Unterscheidungen und Identitäten zum Teil auch über das Wohnen konstituieren.

Die **vierte** Ebene von Grundbedürfnissen betrifft die **Freiheiten** im Sinne von Wahlmöglichkeiten und Rechten. Es ist offensichtlich, dass auch hier das Wohnen, die Möglichkeit so zu wohnen, **wie** und **wo** man wohnen will, und zugleich das Bewusstsein, ein Anrecht auf Wohnraum und angemessenes Wohnen zu haben, eine entscheidende Rolle in der Befriedigung dieses Grundbedürfnisses spielen kann. Auch hier könnte man verkürzt sagen, je weniger Menschen in einer Stadt, einem Bezirk so wohnen, wie sie eigentlich wohnen wollen, desto höher das Konfliktpotenzial.

Das Lebensfeld „Wohnen“ umfasst also alle vier Ebenen von Grundbedürfnissen. Im Verfolgen dieser Grundbedürfnisse kann es durch Inkompatibilität von Werten und Zielsetzungen innerhalb desselben Schauplatzes zu persönlichen oder auch kollektiven Konflikten kommen. Dass genau das häufig der Fall ist, zeigen die durchgeführten Tiefeninterviews im Detail.

Themen, an denen sich Konflikte entzünden können

Schon in den meisten Antworten auf die die Interviews einleitenden Fragen zum „guten Wohnen“ und zur Wohnzufriedenheit kamen Probleme und Konfliktfelder zur Sprache, denen in der Folge weiter nachgegangen wurde. Zu den zentralen Themen zählten Lärm und Schmutz, aber auch „die Ausländer“, die aus der Sicht vieler GesprächspartnerInnen (vor allem aus dem Karl-Seitz-Hof und der Per-Albin-Hansson-Siedlung) in erster Linie ein angenehmes Zusammenwohnen unmöglich machten.

Lärmbelästigungen

Lärmbelästigung wird in jedem Interview angesprochen und ist sozusagen „das“ Thema. Lärm, der Konflikte auslösen kann, wird einerseits im Haus, aus den Nachbarwohnungen kommend, in den Gängen bzw. Stiegenhäusern, andererseits – wenn vorhanden – in den Innenhöfen der Wohnhäuser/der Anlagen wahrgenommen. Einige GesprächspartnerInnen relativieren die eigene Betroffenheit. Sie erwähnen zwar laute Musik, Geschrei, lautstarkes Spielen der Kinder im Hof etc., schränken aber ein, dass sich andere dadurch belästigt fühlten, sie selbst jedoch nicht oder wenigstens nicht stark.

Kinder und Jugendliche im Hof

Besonders das Thema „spielende Kinder im Hof“ emotionalisiert und verdeutlicht, wie unterschiedlich die **subjektive Betroffenheit** sein kann, was am Beispiel der Interviews in der Per-Albin-Hansson-Siedlung zum Ausdruck kommt: Was für eine der Befragten ein großes Problem darstellt, ist aus der Sicht der drei anderen GesprächspartnerInnen kein Thema. Die 57-jährige Befragte, die sich durch die spielenden Kinder im Hof so sehr gestört fühlt, verschränkt die Themen „Ausländer“ und Lärmbelästigung. Für sie entstehen die Konflikte wegen der „eingebürgerten Inländer“, die sich nicht dem Lebensrhythmus und dem Verhalten der „Österreicher“ anpassen. Die Interviewpartnerin betont, dass sie grundsätzlich nichts gegen spielende Kinder habe – wenn es zu richtigen Zeit geschehe und die Kinder von den Eltern genügend beaufsichtigt würden – was bei „österreichischen“ Kindern der Fall sei, nicht aber bei jenen der „eingebürgerten Inländer“.

Vor allem ist es so, dass gerade die Kinderwelt bei den Südländern sehr lebhaft ist. Kinder dürfen alles. Ich bin für Kinder, ich liebe Kinder, aber auch Kinder sollen doch ihre Grenzen kennen und vor allem sich dem Umfeld anpassen. Wenn sie in Österreich leben, dann würde ich es begrüßen, wenn sie sich auch den Gepflogenheiten und dem Wohnstil von Österreich anpassen. Denn bei uns beginnt nicht erst um 19:30, 20:30, 21:30 am Abend das Hofleben, sondern da ist es bei uns beendet. Und da muss ich Ihnen sagen, da gibt es schon Probleme. (...) (*Eingebürgerte Familien sind lauter?*) Die Kinder sind lauter, sind freier. Es sitzen die Mütter zwar dabei, aber die dürfen ganz einfach schreien, quietschen. Die werden fast nicht eingebremst. (...) (*Gibt es überhaupt in Österreich geborene Familien mit Kindern in der Anlage?*) Ja. (*Und die spielen auch im Hof?*) Ja, aber bei weitem nicht so laut und bei weitem nicht so lange. Am Abend sind es nur mehr die eingebürgerten Ausländer, die überbleiben, da sind die Inländer nicht dabei.

Wenn es abends im Hof vor ihrem Fenster teilweise sehr laut werde – was besonders an Samstagen der Fall sei – täten einige NachbarInnen von ihren Fenstern oder Balkonen in den Hof hinunter ihren Unmut kund und es komme zu „Schreiduellen“, erzählt die Interviewpartnerin weiter. Sie ärgert sich dabei nicht nur über die MigrantInnen im Hof, sondern auch über die sich gestört fühlenden Parteien.

Das müsste gar nicht so weit kommen, dass man überhaupt so gewaltige Worte von den Parteien herunter verwendet, weil wenn sich die ein bisschen anpassen und die anderen zurücknehmen, dann kommt es gar nicht zu diesen Auswürfen, die in erster Linie wahrscheinlich eh (...) von den Wohnungen herunter sind – gewaltiger als hinauf. Sie sagen schon etwas zurück, nur versteht man es meistens ja nicht, weil sie ja in ihrer Sprache antworten unter Umständen.

Das Themenfeld Hof und Kinderlärm war eines der beherrschenden in diesem Interview, was auf eine seit längerem angespannte Situation weist. Die Ausführungen der Befragten legen nahe, dass die lauten Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Balkonen bzw. zwischen den Balkonen und dem Hof das Klima weiter verschlechtern, weil sie neuen Lärm erzeugen.

Die beiden anderen befragten Frauen aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung finden es an und für sich sehr ruhig in der Anlage, wobei eine von ihnen allerdings den Sommer in ihrem Haus im 22. Bezirk verbringt. Sie meinte, dass man lediglich das Geschrei bzw. die Spielgeräusche von Kindern aus Nachbarwohnungen gelegentlich durchhöre. Auch sie hatte aber die vorhin erwähnten Schreiduelle im Hof schon mit angehört.

Auch der vierte Interviewpartner aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung fühlt sich durch Lärm nicht gestört, hat jedoch auf einer Mieterversammlung von bestehenden Konflikten wegen der

Lautstärke der im Hof spielenden Kinder erfahren. Aus seiner Sicht sei es normal, dass Kinder Lärm machen – zu Problemen komme es, weil viele Parteien inzwischen erwachsene Kinder hätten und ihre Ruhe wollten.

Als ich da hergezogen bin, haben wir alle Kinder gehabt in dem Haus, wir sind junge Familien damals gewesen, und da hat sich niemand daran gestoßen. Die Kinder sind erwachsen und ausgezogen, und jeder will seine Ruhe haben. (...) Bei dieser berühmten Mieterversammlung hat sich einer beschwert, dass die Kinder ihm Erdbrocken und Steine auf die Terrasse im ersten Stock rauf schmeißen. Da hab ich sagen müssen, ja gut, als wir klein waren, haben wir den Leuten, die wir geärgert haben, auch die Maikäfer in den Briefschlitz geschmissen oder so. Ja, wenn man ständig herumhackt auf den Kindern, dann kommt halt eben was zurück. Die Kinder sind laut, aber ich empfinde es nicht als Lärmbelästigung.

Dieser Gesprächspartner vermutete, dass insbesondere der Lärm von MigrantInnenkindern als störend empfunden werde. Die Konflikte kreisten zwar vordergründig um laute Kinder, aber „wenn das Ausländer auch noch sind, dann ...“ (siehe auch Kapitel „Konfliktthemen“ – „AusländerInnen“).

Dass es im Hof spielende, manchmal auch „laute“ Kinder gebe, wurde auch von mehreren InterviewpartnerInnen vom Brigittaplatz und aus der Gudrunstraße bestätigt, niemand von den Befragten empfand sie dort aber als unangenehm. Eine Interviewpartnerin aus dem 20. Bezirk erlebt sie sogar dezidiert als positiv: Es sei schön, den spielenden Kindern im Hof zuzusehen, für sie seien die dadurch entstehenden Geräusche „alles andere als störend“.

Dass es zumindest in der Gudrunstraße das Problemfeld „Lärm – Hof – spielende Kinder“ aber durchaus gibt, belegt ein 40-jähriger Mieter mit Migrationshintergrund: Als seine Kinder noch klein waren, habe er Probleme bekommen: Wenn die Kinder im Hof zu laut gewesen seien, hätten die NachbarInnen „runter geschrien“. Auch heute noch gebe es Konflikte aufgrund von lärmenden Kindern. Der Interviewte wohnt in jener großen Anlage, in der vor einigen Monaten auf Kinder im Hof geschossen wurde, weil sie „zu laut“ waren.

Die schreien von oben runter oder wenn es Kleinigkeiten ... Kinder streiten über alles, aber nach zwei Minuten ist wieder gut, aber wenn sich die Eltern einmischen dann ... (*Wenn die Kinder im Hof gespielt haben, war das den Leuten dann zu laut?*) Jaja, das ist eh der Hof, wo ich wohne, dort wo man auf die Kinder geschossen hat. Einmal sind wir vorgeladen worden bei der Gemeinde, als Kinder geschrien haben, weil sie sich beschwert haben. Da ist der Nachbar von mir mitgegangen und dann noch ein paar Nachbarn, die haben auch Kinder. Die haben sich beschwert, Unterschriften gesammelt oder was, aber dann hat man dort geredet, wir sind hinge-

gangen, das war eh nicht mehr so ... die haben es eh nicht so ernst genommen. (...) Die dort beschäftigt war, die hat sich das Ganze angehört, beide Seiten, und dann hat sie den Kindern Recht gegeben, weil das sind eh Kinder, die müssen ja spielen, die müssen ja ein bisschen laut werden. Wenn es Nacht ist oder zu einer gewissen Uhrzeit sollen sie es nicht, aber normalerweise ... wegen so einer Kleinigkeit macht das unter euch aus.

Die Interviewpartnerin aus einem Döblinger Gemeindebau erwähnt ebenfalls Unstimmigkeiten aufgrund von im Hof spielenden Kindern. Vor allem der Hausmeister sei darüber verärgert sowie eine Mieterin, die deswegen gelegentlich auch in den Hof hinunterschreie.

Lärm in den Wohnungen wird manchmal durch die besondere **Akustik**, die durch die Höfe entsteht, bei offenen Fenstern zum Problem. Laut einem Gemeindebaubewohner (mit bosnischem Migrationshintergrund) am Brigittaplatz könne er im Sommer häufig die in den Hof gehenden Fenster nicht offen halten, da sich eine ältere Nachbarin über zu lautes Reden und Lachen beschwere. Besonders wenn seine Kinder und Enkelkinder zu Besuch seien, fühle sich die Nachbarin gestört, und er nehme nun darauf Rücksicht. In seinem früheren privaten Wohnhaus hätte es diese Probleme nicht gegeben, die BewohnerInnen dort hätten generell gern Besuch empfangen und Feste gefeiert, daher habe sich auch niemand belästigt gefühlt.

Ein 26-jähriger Bewohner des Karl-Seitz-Hofs berichtet von Lärmbelästigungen, die von einem im Gemeindebau eingerichteten Jugendzentrum ausgehen, das sich vor seinem Fenster befindet. Vor dessen Eingang stehe regelmäßig eine Gruppe von **Jugendlichen** herum und sei laut, worüber sich auch schon andere MieterInnen beschwert hätten.

Ich habe jetzt auch nicht Buch geführt oder so, aber scheinbar gibt es da gewisse Tage, da haben sie im Jugendzentrum eine Veranstaltung oder irgendetwas. Und dann, wenn das halt vorbei, da stehen sie halt draußen und machen Wirbel. Wie gesagt, es ist nur der Wirbel, also nur die Lautstärke. Ich meine, hin und wieder ist das dann ganz lustig, da schreit dann irgendwer vom Fenster runter und der eine oder andere zurück und das ist halt so ein bissl wie „Mundl“.

Auch die Frau aus Döbling erzählte von lärmenden Jugendlichen. In ihrer Anlage habe früher eine Gruppe von „schwierigen“ Jugendlichen gewohnt, in einer „Integrationswohnung“. Besonders im Sommer hätten diese den Hof mit lauter Musik beschallt. Es habe unter den Jugendlichen Streitereien bis hin zu Handgreiflichkeiten gegeben, einmal seien sogar Glasflaschen und Kleidungsstücke aus dem Fenster geworfen und der Interviewten in diesem Zusammenhang nahegelegt worden, sich nicht einzumischen. Auch andere Jugendliche, Besu-

cherInnen von anderen MieterInnen, hätten nachts im Hof gegrölt, lange gegen das Eingangstor geschlagen etc. Nicht nur einmal sei aus diesem Grund die Polizei gerufen worden, berichtete jene Interviewte.

Inwieweit sich die GesprächspartnerInnen durch den Lärm im Hof gestört fühlen und welche Art von Lärm als unangenehm empfunden wird, ist also sehr verschieden. Wahrgenommen wird der Lärm aber von fast allen. Das Konfliktpotential ist groß, denn es muss sich nur eine Kleinigkeit in der eigenen Befindlichkeit oder im eigenen Leben ändern, und schon wird aus dem Hintergrundgeräusch Lärm: Das können Kopfschmerzen genauso sein wie eine bevorstehende Prüfung, für die man konzentriert lernen muss. In zahlreichen Fällen bleibt es jedoch nicht beim bloßen Konfliktpotential. Die Erzählungen aus mehreren Gemeindebauanlagen über Hausparteien, die regelmäßig in den Hof brüllen, wenn es ihnen zu laut wird, weisen auf intensive bestehende Konflikte hin.

Musik und Partys

Was individuell als störend empfunden wird, zeigt sich natürlich auch beim Thema Musik. Vor allem jüngere BewohnerInnen hören, für das Empfinden der Älteren, zu laute Musik, aber diese „klassischen“ Konflikte treten auch unter Gleichaltrigen auf.

Laut einer interviewten 22-Jährigen, wohnhaft in einem Gemeindebau in der Gudrunstraße, spielen neu zugezogene junge NachbarInnen zu laut Musik. Besonders die älteren BewohnerInnen ihrer Stiege fühlten sich dadurch belästigt, sie selbst weniger, aber es gebe bereits eine Unterschriftenaktion gegen diese Partei.

Neben uns ist eben jetzt ein junges Pärchen eingezogen und da hört man öfters die Musik einmal rüber, aber es ist jetzt nicht so, dass mich das so wahnsinnig stört, das ist jetzt noch nicht so, dass ich mich jetzt irgendwie beschweren würde. (...) Es ist ein anderes Pärchen auch eingezogen, aber wir sind im 3. Stock und die sind im 1. Stock, glaube ich, und da ist mir schon oft aufgefallen, wenn ich raufgegangen bin, dass die laut Musik hören, wo ich mir schon gedacht habe: Na bumm. (lacht) Gegen die ist angeblich schon eine Unterschriftenaktion gestartet worden.

Gemeindebauten scheinen besonders dünne Wände zu haben, wodurch sich das Konfliktpotential erhöht. Die in privaten Wohnhäusern lebenden Befragten klagten jedenfalls deutlich seltener über Lärmbelastungen durch Nachbarn.

Ich muss auch sagen, man hört alles durch. Das ist ein Bau aus dem Jahr 1925 und da gibt es Schlackenwände. (...) Es ist nicht gedämmt, das sind Zwischenwände von zehn Zentimetern, die auch zwischen den Wohnungen sind, nicht innerhalb der Wohnung, auch zwischen den Wohnungen, und man hört alles durch. Das ist eine ganz eine unangenehme Sache. Man fühlt sich dann auch nicht da wohl, irgendwo. (...) Die Privatsphäre, die fehlt in diesem Fall.

In einem Fall sind es muslimische NachbarInnen, die einer 27-jährigen Interviewten aus dem Gemeindbau am Brigittaplatz durch ihre „Gebetsmusik“ unangenehm sind. Beschwerzt darüber habe sie sich bei den NachbarInnen aber noch nie und sich im Grunde inzwischen damit abgefunden.

Mehrere InterviewpartnerInnen waren auch schon selbst mit Lärm-Beschwerden ihrer NachbarInnen konfrontiert. So zum Beispiel ein junger Mann aus dem Karl-Seitz-Hof, der gleich zu Beginn des Interviews die dünnen Wände seiner Wohnung anspricht. Er habe vor dem Einschlafen öfters ferngesehen, wodurch sich seine NachbarInnen gestört fühlten. Durch die Bauweise entstünden öfters Konflikte, auch zwischen anderen BewohnerInnen seiner Stiege. So gebe es zum Beispiel einen Dauerstreit zwischen zwei Parteien, der sogar über Sachbeschädigung ausgetragen werde. Es selbst drehe den Fernsehapparat jetzt immer leise und habe seither keine Probleme mit den NachbarInnen.

Anders geht es einer 23-jährigen Frau, ebenfalls aus dem Karl-Seitz-Hof, die erzählt, dass es zwischen ihr und einem Nachbarn, der sich über den Lärm einer Party bei ihr beschwert habe, seither keine Kommunikation mehr gebe.

(Und dass Sie schon mal gestritten haben mit jemandem?) Mit meinen Nachbarn. Wie ich meinen Geburtstag gefeiert habe, und da war es ein bisschen laut, hat er sich beschwert. Und da hab ich ihn ein bisschen angefahren. (...) Jetzt grüßt man sich nimmer.

Sie und noch eine zweite Gesprächspartnerin waren auch schon Auslöserinnen für Polizeinterventionen, weil sie anlässlich ihres Geburtstags eine Party veranstalteten und NachbarInnen sich vom Lärm belästigt fühlten.

Einige Male wurde von Lärmkonflikten unter NachbarInnen berichtet, in welche die Interviewten selbst nicht involviert waren. Beispielsweise erzählte ein älteres Ehepaar von regelmäßigen Auseinandersetzungen wegen lauter Musik zwischen zwei Parteien auf ihrer Stiege, bei denen die Polizei schon öfter interveniert habe.

Die sind sich schon oft sehr in den Haaren gelegen. (...) Da ist schon die Polizei gekommen. Aber sie beruhigen sich wieder, sie beruhigen sich wieder und sie vertragen sich gut. Sie entschuldigt sich wieder bei ihm und so ...

Lärm im Stiegenhaus und in den Gängen

In diesem Zusammenhang wurden vor allem Kinder und Jugendliche erwähnt, die am Gang lärmten, was aber selten als störend empfunden wurde. Eine Bewohnerin des Karl-Seitz-Hofes weist die Kinder immer wieder darauf hin, wenn sie ihr zu laut werden:

Es ist ja lustig. Mit dem Aufzug dürfen die Kinder ja nicht fahren bis zu zwölf Jahren. Aber sie fahren Aufzug, aber wenn sie Rollerskates anhaben, dann rattern sie von oben runter, weil dann ist das schön laut, dann schon, aber dann bin ich draußen: Wenn du noch mal da vorbei kommst, dann rei ich dich an den Ohren! Dann ist eine Ruhe. Nach drei Tagen ist dasselbe wieder. Aber sie wissen eben, einmal kommt schon wer raus, also kann ich es nicht immer machen.

Eine Ehepaar aus dem 16. Bezirk erwähnte Probleme, verursacht durch ein Gangklo:

Einen Alkoholiker haben wir am Gang. Wenn der dann am Klo sitzt und rlpst und speibt ist für die, unsere Nachbarn, die wohnen daneben ... wir hören es nicht (...) ... der rlpst und speibt da am Klo ... ist nicht so angenehm. Aber halt, das ist eh der letzte der noch am Gang das Klo hat.

Aber auch Konflikte werden am Gang ausgetragen, wie ein Interviewpartner aus einem größeren privaten Altbau im 16. Bezirk erzählt. Ehemalige NachbarInnen aus Kroatien und dem Kosovo hätten früher öfters am Gang miteinander gestritten, wobei es auch zu Handgreiflichkeiten gekommen sei und nicht nur einmal die Polizei hinzu gezogen werden musste.

Es gab Konflikte zwischen – Kroatien und Kosovo. Der Herr neben mir war vom Kosovo – mittlerweile ist jemand anderer eingezogen, zum zweiten Mal – das nördliche Ex-Jugoslawien war (...) hier im zweiten Stock angesiedelt, da hat es eben hin und wieder Konflikte gegeben. Also ein zweiter Jugoslawien-Krieg ist hier nicht ausgebrochen. (lacht) *(Und das hat sich dann wirklich über eine Zeit lang hingezogen?)* Ich bin eingezogen, da hat es diese Streitereien immer wieder gegeben: Brllereien im Haus oder wenn im Sommer die Fenster offen sind, in den Hof hinaus Streitereien, vielleicht auch – wie soll ich sagen – interne Streitereien, die sehr nach außen dringen, bis hin zu Prgeleien. Das hat es gegeben. (...) Es war nicht so, dass ich das öfter als zweimal erlebt habe – ohne dass ich involviert war.

Müll

Wer den Sperrmüll neben die Mülltonnen, im „normalen“ Mistraum oder im Keller deponiert, wissen die GesprächspartnerInnen meist nicht. Vielleicht haben sie eine Ahnung, weil eine Hauspartei sich gerade neu einrichtet oder auszieht. Aber der letzte Beweis kann häufig nicht erbracht werden. Das ist wohl auch der Grund, warum in den Interviews nur ein einziges Beispiel für einen Streit wegen des Sperrmülls genannt wurde. Wie groß der Ärger schon ist und wie leicht es dann zu Streitigkeiten kommen kann, berichtete ein Bewohner des Karl-Seitz-Hofs, der selbst Auslöser eines Wortwechsels war: Der Gesprächspartner – schwitzend und „eh grantig“ darüber, dass er seine alte Waschmaschine entsorgen muss – fuhr mit der Rodel, auf der die kaputte Waschmaschine stand, durch den Hof, woraufhin eine Mitbewohnerin ihm aus dem Fenster mit einer Anzeige drohte, wenn er das Gerät zu den Müllcontainern stellen sollte. Aus den Worten des Interviewpartners geht übrigens nicht zweifelsfrei hervor, ob er nicht tatsächlich die Absicht gehabt hat, die Waschmaschine bei den Müllcontainern abzuladen.

Ich habe eine neue Waschmaschine gehabt. Weil die alte eingegangen ist, hab dann die alte runtertransportiert und bin dann mit der Waschmaschine, mit der Rodel, bin ich vom Gehsteig runtergefahren, geh dann automatisch die Richtung zum Container. Und da hat dann eine aus dem Balkon rausgeschrien: „Wennst des jetzt da hinschiebst zu den Mistkübeln, dann zeig ich dich an!“ Ich hab mir eh schon die Finger eingezwickelt gehabt, habe eh geschwitzt wie ein Rohrspatz, ich war eh grantig bis zum geht nicht mehr, und da ist halt eins aufs andere gekommen, aber ... *(Da haben Sie sich dann gestritten?)* Na ja, sie hat uns halt ein bissl angebrüllt. Das ist ... Irrendwie muss man sich mal abreagieren ... aber ja...

Auch die MieterInnen, die gegen die Regeln der Mülltrennung verstoßen bzw. ihre Mistsackerln im Stiegenhaus abladen, bleiben meist unbekannt, nicht so jene MitbewohnerInnen, die den Mist unmittelbar vor der eigenen Wohnungstür lagern. Eine Befragte aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung erzählt von einem Konflikt, der sich schon über lange Zeit hinzieht. Sie fühlt sich ganz besonders vom **Müll ihrer NachbarInnen** gestört. Es gebe zwei Parteien auf ihrer Stiege, die ihren Müll, darunter auch Essensreste und Katzenkot, oft tagelang in einem am Gang stehenden Einkaufswagen abstellten. Selbst Interventionen von „Wiener Wohnen“ hätten nichts gebracht, die Situation bleibe dieselbe. Die Interviewte ärgere sich jeden Tag darüber, von Angesicht zu Angesicht wolle sie den Konflikt mit den NachbarInnen jedoch nicht austragen (siehe dazu das Kapitel „Konfliktparteien: Generationenkonflikte I“).

(Gibt es Situationen in der Anlage, die ihnen unangenehm sind?) (atmet tief) Ich weiß nicht, ob die Einkaufswagerl momentan gefüllt sind mit Hausmüll. Das ist das, was mich stört, dass die Leute nicht schauen auf das Umfeld, das stört mich sehr. (...) Mich stören nicht die Wagerl, sondern dass die Leute, was man normalerweise in den Mistkübel gibt, ins Wagerl geben, egal ob das jetzt Essensreste sind, oder wenn sie Tiere zu Hause haben, den Dreck draußen hingeben. Das ist einfach nicht... (...) Es ist auch in anderen Gängen so.

Haustiere

Haustiere sind ein häufig genanntes Konfliktthema, wobei die Intensität hier von kleineren störenden Vorkommnissen über ausgetragene Konflikte bis hin zu Gewaltandrohungen reicht. Am häufigsten wird von den Interviewten Hundekot, der die Anlagen verschmutze, als störend angeführt, auch der Geruch der Tiere wird öfters genannt, in seltenen Fällen Lärmbelästigung durch Hundegebell. Insgesamt geht es meist um Hunde, seltener um Katzen und einmal um exotische Tiere wie Schlangen und Spinnen.

In den Interviews war merkbar, wie die **unterschiedlichen Einstellungen** in Bezug auf Haustiere – besonders Hunde – allein schon Reibungsflächen bieten und zu Konflikten führen (können). So meinte ein Gesprächspartner, dass ihm die „Viecher“ leid täten und er nicht verstehe, wie man in den ohnehin kleinen Gemeindewohnungen auch noch Hunde halten könne. In Wirklichkeit sei er ein „Tierfreund“, weil ihn das „Vieh erbarmt“, und nicht ein „Tierhaser“, wie ihm schon vorgeworfen worden sei. Im Rahmen solcher Diskussionen habe ein Hundehalter auch schon einmal damit gedroht, den Hund auf ihn loszulassen.

Ein Interviewter aus dem 21. Bezirk erzählte von einem Hund, der den ganzen Tag alleine in der Wohnung eingesperrt gewesen sei. Das Tier habe ihm leid getan, die Situation sei belastend gewesen, vor allem auch durch das ständige Gebell des Hundes.

Die war halt dann den ganzen Tag arbeiten und am Abend ist sie fortgegangen, hat aber den Hund die ganze Zeit alleine gelassen, und der hat halt die ganze Zeit gebellt. Das war schon sehr störend, vor allem weil mir auch das Tier leid getan hat.

Auf der anderen Seiten fühlen sich HaustierbesitzerInnen nicht selten unverstanden und auch mit Vorurteilen konfrontiert, wie eine Befragte mit polnischem Migrationshintergrund erzählt:

Die, die keine Hunde haben, verstehen sich nicht mit denen, die Hunde haben, ganz einfach. (...) Ich gehe immer in der Früh, ich gehe mit meinem Hund irgendwo weiter auf dem Gras, dass nicht auf der Straße Schmutz wird oder so. Nachher bin ich dann nach vorne gekommen, wo der Eingang ist, weil ich wollte in ein Geschäft schauen. Mein Hund hat überhaupt nicht... Und eine Frau ist zu mir gekommen: „Na bitte, gehen Sie mit dem Hund weg, er sollte nicht Schmutz machen.“ Sage ich: „Entschuldige, er macht keinen Schmutz, weil er hat schon gemacht seine Sache und jetzt bin ich schon...“ Und sie: „Aha, aha, das glaube ich nicht.“ Und sie ist weggegangen. Eine ältere Frau, auch von unserem Haus.

Das Thema **Hundekot** emotionalisiert sehr und führt nicht selten zu Streitereien, wie an diesem Beispiel deutlich wurde. Viele HundebesitzerInnen würden die Hunde gleich vor der Haustür ihr Geschäft verrichten lassen, den Kot liegen lassen und somit die Anlage – selbst die Kinderspielplätze – verschmutzen.

Es wird alles verschandelt. Weil die gehen nicht – wenn ich einen Hund habe, gehe ich auf die Insel. Die gehen da runter und bei der Haustür stehen sie dort, der Hund kann nichts dafür. Die ganzen Grünflächen, was da sind – überall sind die Hundstrümmerl. Und das stört mich auch.

Der Hund dürfte immer wieder vors Haustor gemacht haben. Sie hat halt nicht wirklich eine Runde gedreht, und da hat sich dann – die Hausbesorgerin, die auch auf meiner Stiege wohnt, hat halt dann einen Aushang geschrieben. Von dem her habe ich das mitbekommen.

Das Problem sei, dass es einfach **zu viele Hunde** in Gemeindebauten gebe, meinte eine Interviewpartnerin.

Es hat früher die Auflagen gegeben, in einem Gemeindebau dürfen überhaupt keine Tiere, keine Hunde gehalten werden, das hat sich stillschweigend gelöst und gelockert. Zwischenzeitlich wohnen in kleinen Wohnungen oft weniger Personen als was Tiere vorhanden sind.

Noch dazu nehme das Pflichtbewusstsein der HundehalterInnen immer mehr ab, sie würden die Regeln nicht befolgen und auch ausfällig werden, wenn man sie darauf anspreche. Immer häufiger treffe man auf Hunde ohne Beißkorb und Leine.

Ehemalige NachbarInnen einer Befragten in der Per-Albin-Hansson-Siedlung hielten in ihrer Gemeindebauwohnung 14 Katzen und einen Hund, was zu einer Reihe von Problemen – verschmutzte Gänge, Gestank, Eindringen der Katzen in den Wohnbereich – und schließlich zu einem „Dauerkonflikt“ führte:

Sie werden belästigt von diesen Tieren, weil die kann die nicht halten. Die gehen auf der Terrasse spazieren, die gehen am Balkon spazieren und die haben Sie in Ihren eigenen Wohnbereichen, wenn Sie die Tür offen haben. Da habe ich oft echt Probleme gehabt. (...) Das war ein Dauerkonflikt. (...) War ganz eine schlimme Zeit. (...) Weil wenn Sie im Gang natürlich dann den Kot vom Hund liegen haben, weil sie zu faul ist, in den Hof zu gehen. Wenn Sie von den Katzen – die natürlich markieren – das alles im Gangbereich haben, weil sie zu faul ist oder weil sie ganz einfach ihnen ein größeres Umfeld bieten will, dann haben Sie natürlich nur Probleme.

Auch eine unserer InterviewpartnerInnen hält sich in ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung einige Katzen und einen Hund. Die größten Konflikte gebe es aufgrund des „**Katzengestanks**“:

Bei uns im Erdgeschoss wohnen zwei Parteien, die haben auch Katzen. Die machen die Kistln nie, da stinkt es immer so stark. Die sagen aber alle, das sind meine Katzen und wir streiten. (...) Ich glaube, ich mach zehn Mal am Tag die Katzenkistl, weil wenn ich merke, dass sie am Klo waren, es sofort mache. Die da unten streiten es halt komplett ab, wir sollen sie in Ruhe lassen.

Auf dieser Stiege beschuldigen sich die BewohnerInnen also gegenseitig, wer für den Gestank am Gang verantwortlich ist. Die Befragte habe deswegen auch schon einmal bei „Wiener Wohnen“ angerufen, was längerfristig jedoch nichts gebracht habe.

Gestank ist auch im Gemeindebau in Döbling ein Thema. Hier sind es jedoch keine Hunde oder Katzen, sondern Schlangen, Spinnen und Skorpione, die unangenehme Gerüche verursachen. Der Mann, der sich diese hält, lüfte oft auf den Gang, wie eine Interviewpartnerin erzählt:

Es ist auch so, er hat in seiner Wohnung Terrarien mit Schlangen. Mit Würgeschlangen, er hat Skorpione und – wie heisst diese Spinne (...) Jetzt um zu lüften macht er die Wohnungstüre und unten die Eingangstüre auf. Der Geruch, der da aus dieser Wohnung herausströmt, ist unangenehm. Es gibt auch diesen Kamineffekt: Wenn alle Fenster zu sind im Stiegenhaus, das ziehts alles hoch – und wir wohnen ganz oben. Es ist einfach unangenehm.

Zwei Befragte berichteten von Konflikten mit TürkInnen bzw. mit „Ausländern“, da diese sich vor Hunden fürchteten:

Bitte, überall das Gleiche, überall jetzt kommen andere Leute dazu, türkische Leute so viele... überall, nicht nur bei uns. Und die türkischen Leute auch vielleicht... da bin ich ein bisschen dagegen, weil die mögen keine Hunde. Die sagen, wenn sie Hunde sehen: ein Teufel. Letztes Mal... [mein Hund] ist spiellustig und wollte zu einem Kind gehen und diese Frau hat gesagt:

Komm, komm, das ist ein Teufel. Bitte, ist das normal? Aber ich weiß nicht, warum sie keine Hunde mögen.

Und wenn ich mit dem Hund gehe, schreien sie den Hund an. Weil sie haben ja so Angst vorm Hund. Und da haben sie sich immer so aufgeregt wegen der Gaggi. Dabei heben wir es eh auf. Also, das geht schon beim einen Ohr rein, beim anderen raus. Mir ist das wurscht.

Waschküche

Konflikte rund um das Thema „Waschküche“ werden einige Male, besonders von älteren Frauen, erwähnt, wobei hier vor allem Empfindungen von **Reinlichkeit bzw. Sauberkeit** eine Rolle spielen. Die Waschmaschinen selbst würden zu wenig bzw. gar nicht gereinigt, der Raum generell wird als verschmutzt bezeichnet, eine Interviewte berichtete selbst von unangenehmen Gerüchen, die aus den sich dort befindlichen Mülleimern stammen. In den meisten Fällen werden dafür MigrantInnen verantwortlich gemacht: Eine 66-jährige Gesprächspartnerin aus dem Karl-Seitz-Hof erzählte zum Beispiel: „Wenn ich in die Waschküche gehe – früher hast du das nicht gebraucht – wenn ich jetzt runtergehe, lasse ich zuerst einmal die Waschmaschine rennen ohne irgendwas mit Wasser, dass sie es durchspült. Ich traue mich gar nicht waschen.“ Das sei nötig, weil so viele „Ausländer“ die Waschküche nutzten, aber auch weil es „Österreicher“ gebe, die „Schweine“ seien. (siehe dazu auch Kapitel „Konfliktthemen“ – „AusländerInnen“). Auch eine 63-jährige Befragte aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung wundert sich über den „vielen Dreck in der Waschmaschine“:

Wenn ich eine Maschine wasch und eine Maschine trockne, dann kann nicht so viel Dreck in der Waschmaschine sein, ja ich kehre es dann halt zusammen und sag's (lacht) unserem Hausbetreuer, und der ist aber auch machtlos irgendwie, weil es nutzt nichts. Er kann es hundert mal sagen, und wenn man schaut, unsere Türen zur Waschküche sind schon bepflastert mit „Bitte nicht abspritzen“, „Bitte sauber machen“ und das und das und das.

Für eine Interviewpartnerin liegt die Verantwortung für die Sauberkeit der Waschküche in erster Linie beim Hausmeister bzw. bei der Hausbetreuungsfirma. Letztere führe ihre Aufgabe nicht zufriedenstellend aus.

Ich musste einmal auf eine andere Waschküche ausweichen, (...) die eben von dieser Hausbetreuung betreut wurde. (...) Ich verstehe das nicht, dass die Mieter, die da wohnen, sich das gefallen lassen. (...) Vielleicht bin ich zu übergenu, aber ich verlasse auch so die Waschküche, indem ich bei der Waschmaschine die Einfüllkammern reinige. Beim Trockner (...) da überall

wo Flusen sind, alles reinige. Es gibt auch bei jeder Waschküche ein WC dazu. Benützen tun wir es nicht, aber dort war ein WC auch gleich integriert. Ich hab mir das angesehen, total voll Urin, hat gerochen, wäh, grauenvoll. Also das Brett drinnen, überall Urin. War nicht angenehm.

Konfliktpotential birgt auch die **zeitliche Einteilung** der Waschküchenbenützung, viele MieterInnen – vor allem MigrantInnen – würden die für sie vorgesehenen Zeiten nicht einhalten, es habe gar schon „Schlägereien“ deswegen gegeben.

Für mich gibt es fallweise Probleme, wenn sie meine Waschküche benützen. Sie haben sich Schlüssel organisiert und halten sich nicht (...) an die Zeiten und an die Tage, die sie sich bestimmen dürfen. Sondern sie gehen hinein – gerade wieder die Eingebürgerten –, wenn frei ist. Und das kann nicht sein. (...) Ich weiß aber von unseren Hausleuten, also von diesen ASS-Leuten, die wir ja sozusagen jetzt zur Hausbetreuung haben, dass sogar Schlägereien sind. Dass sich dann die Männer von den diversen Parteien einmischen, und dann krachen natürlich auch Welten zusammen, weil dann sind es, sage ich jetzt, die Inländer mit den Ausländern, usw. Weil dann wollen ja die Ausländer vielleicht nicht alles verstehen, und die Männer sind ja da sehr, sehr streitsüchtig.

Zwei Interviewpartnerinnen aus verschiedenen Gemeindebauten werfen den Hausmeistern vor, bei der Einteilung bzw. bei der Vergabe des Waschküchenschlüssels ungerecht vorzugehen. Der eine habe sich durch Wein und kleinere Geschenke bestechen lassen. Im anderen Fall würden sich die meisten Parteien mit dem Hausmeister gut stellen, um zu vermeiden, bei der Vergabe des Waschküchenschlüssels benachteiligt zu werden – obwohl sie eigentlich in mehreren Punkten mit ihm unzufrieden seien.

Ein Befragter, der die Waschküche in seinem Gemeindebau selbst nicht benützt, erfuhr jedoch auf einer MieterInnenversammlung von diesbezüglichen Konflikten, die als typisch gelten können:

Waschküche ist ein Konflikt, ja richtig, das war auch in der Mieterversammlung, stimmt. Dass Leute für einen bestimmten Zeitpunkt die Waschküche gemietet haben und dann die Wäsche noch drinnen ist und da kommt schon der nächste und räumt ihnen die Wäsche aus der Maschine und tut die eigene hinein und dass es Überschneidungen mit der Schlüsselübergabe gibt und dass die Leute, die vorher die Waschküche benützt haben, die Maschine nicht sauber halten, und dass die Fusseln noch drinnen sind, und dass alles dreckig ist. Aber auch nur auf dieser Mieterversammlung hab ich das gehört, weil ich selber verwende sie nicht.

Geruchsbelästigungen

Eher ein Randthema in den Interviews sind Geruchsbelästigungen, wobei vor allem störender Zigarettenrauch in den Gängen bzw. im Stiegenhaus oder im Aufzug erwähnt wurde sowie störende Kochgerüche. Letztere wurden fast immer im Zusammenhang mit MigrantInnen genannt. Diese würden unangenehme „fremde Gewürze“ verwenden oder zu spät kochen.

Laut einer Interviewten beschwerten sich in ihrer Wohnhausanlage einige Parteien über „**Ausländer**“, unter anderem wegen Gerüchen, die beim **Kochen** entstehen: „Na, dass es manches Mal vom Balkon rauf stinkt (lacht), aber gut, ich weiß ja nicht wie die kochen, und wo die kochen (...).“ Eine Bewohnerin derselben Anlage erzählt, MigrantInnen würden teilweise erst am Abend kochen: „Also nicht nur eine Lärm-, sondern auch oft eine Geruchsbelästigung, da ja andere Kräuter, andere Gewürze zum Tragen kommen.“

Die Geruchsbelästigungen entstehen oft dadurch, dass manche Parteien auf den Gang lüften und sich die Gerüche somit im Stiegenhaus verteilen:

Weil da war nämlich eine Familie vor Jahren – ich glaube, das waren Jugoslawen. Die haben oben im 3. oder 4. Stock gewohnt, die haben zuhause, zuhause – das musst du dir vorstellen – gegrillt. In der Wohnung mit offenem Griller, und haben die Türen aufgemacht. Ich bin nach Hause gekommen und hab geglaubt ... in dem ganzen Haus war nur Rauch und Gestank. So und jetzt bin ich mal schauen gegangen, wer das ist. Und bin auch hingegangen und hab gesagt: „Ihr könnt da drin machen, das ist mir wurscht. Aber die Türe wird zugemacht, ihr könnt ersticken, ist mir egal.“ Haben sie dann auch gemacht. Ich meine, man muss es ihnen dann halt sagen. Und man muss damit rechnen, dass sie dann auch was zurück sagen. Aber das ist mir wurscht, das schlucke ich dann.

Zigarettenrauch ist einerseits aufgrund des störenden Geruchs, andererseits wegen der schlechten Luft ein Thema. In einem privaten Wohnhaus im 16. Bezirk werde manchmal im Stiegenhaus geraucht:

Beim Rauchen stört es halt manchmal mehr, aber beim Rauchen ist das relativ kurzfristig, dass jemand über den Gang geht und unbedingt am Gang rauchen muss, auf seinem Her- oder Hin- ausweg, aber das ist relativ selten.

Der Rauch kann auch von einem geöffnetem Fenster zum nächsten ziehen, wie eine Befragte aus dem Karl-Seitz-Hof erzählt:

Die unter uns, die rauchen halt so viel. Und wenn du aufmachst, dann stinkt es halt herein. (...) Ich weiß nicht, ob die jemals lüften, aber es ist natürlich nicht jeden Tag dasselbe. Also da könnte ich ja nie aufmachen, nicht. Also wenn ich das Fenster aufmache und ich spüre, dass so viel kalter Rauch hereinkommt, mache ich gleich wieder zu. Ja, weil das bringt es nicht.

Eine andere Interviewpartnerin fühlte sich von einer im Aufzug rauchenden Frau belästigt:

Aber es gibt schon z.B... einmal, bei der früheren Arbeit – ich habe schon um 6 Uhr in der Früh angefangen, also 20 nach 5, 15 nach 5 Uhr war ich immer schon im Lift – im Lift darf man nicht rauchen... bin ich reingekommen und eine Frau steht schon mit Zigarette und raucht. Ich rauche auch, aber in der Früh im Lift, das ist für mich nicht angenehm. Das war nicht angenehm. Habe ich zu ihr gesagt: Entschuldige, da darf man nicht rauchen. Und sie darauf: 'Scheiße'.

Dreimal wurden Geruchsbelästigungen im Zusammenhang mit **Haustieren** genannt, die Katzenkisten würden entweder zu selten gereinigt, Müllsäcke mit Katzenkot im Stiegenhaus abgestellt oder wiederum auf den Gang gelüftet, wodurch sich die unangenehmen Gerüche der Tiere – in diesem Fall von Schlangen und Spinnen – im Haus verbreiteten.

Vandalismus

Wie bereits im Kapitel „Zufriedenheit mit Wohnhaus und -anlage“ erläutert, bleibt bei Vandalenakten in den Hausanlagen meist unbekannt, wer die VerursacherInnen sind. Daher entstehen kaum Konflikte zwischen einzelnen Personen. Ein Fall kam in den Interviews jedoch vor, bei dem die TäterInnen offensichtlich waren – zumindest in den Augen der beiden InterviewpartnerInnen aus dem Karl-Seitz-Hof: Dem Paar ist dieser Vorfall besonders in Erinnerung geblieben, beide erzählen eine lange und äußerst lebhaftes Geschichte darüber, wie die Frau einmal beim Heimkommen bemerkt habe, dass am schmiedeeisernen Eingangstor eine Strebe so verbogen war, dass sie gefährlich herausragte. Beim Versuch, diese Strebe wieder zurecht zu biegen, brach sie ab. Einige Jugendliche in der Nähe beobachteten die Szene und gaben ihr zu verstehen, dass sie Schuld habe – dass sie also einen „Vandalenakt“ begangen habe. Empört darüber – sie habe ja schließlich nur Schlimmeres verhindern wollen – erzählte sie ihrem Mann von dem Ereignis und zog ihn so in den Konflikt herein, der eine Weile schwelte und schließlich fast in einer Rauferei eskalierte, die nur durch die neugierigen NachbarInnen an den Fenstern zum Hof verhindert wurde.

Ich habe nur einmal ein Problem gehabt mit so einem Buben, geschätzt: 14 Jahre. (...) Weiter vorne wohnt er. Die Frau ist heimgekommen und – ich weiß nicht, ob Sie es gesehen haben – da ist beim Haustor oder beim Eingangstür ... (*das Gitter, ja*) Da haben die Buben... (Frau) Die haben ja schon gewartet, bis ich komme. (Mann) ...das so weg gebogen – das ist so ein Gusseisen, und das steht so vor, und genau in Augenhöhe. (Frau) Ich habe die Türe aufgemacht und hab das schon so im Gesicht gehabt so halb. Ich habe mir gedacht, so kann ich es aber nicht lassen. Irgendwer sticht sich das rein. Wenn du nicht schaust – ich habe es wirklich genau vor der Nase gehabt. Ich habe mir gedacht, biege ich es halt wieder hin. Dann ist es abgebrochen. (Mann) Und der Bua schreit dann, er hat genau gesehen, und hat sie dann noch befragelt auch. (...) (Frau) Dass das jemand zurückbiegt, weil das eben bricht, so ein Eisen, nicht, wenn man das in diese Richtung biegt. Ich habe mir gedacht, wo soll ich das jetzt hingeben. (Mann) Ich meine das ist so eine Spitze, da kann gleich wieder was passieren, irgendeiner nimmt es als Waffe oder so. (Frau) Die sind da vor dem Eingang gestanden, so Jugendliche halt...ich weiß nicht...14, 15 Jahre, und haben halt gewartet. Ich habe gesagt: „Ja, hast es genau gesehen, aber irgendwer muss es vorher in die andere Richtung gebogen haben. Du hast es eh gesehen.“ (Mann) Die haben sie dann ziemlich befragelt und alles. (Frau) Die wollten auch irgendwo sagen fast: „Na, Ihr macht ja auch was hin.“ (...) Dann war er weg, und ich habe es meinem Mann erzählt, und er hat gesagt, wenn er den erwischt, dann hat er ihn beim ‚Krawattel‘. (Mann) Wir sind dann spazieren gegangen, und beim Zurückgehen ... (Frau) ...sage ich: „Schau da ist er, der Kleine.“ (Mann) Und ich sage: „Was ist, Du kannst doch meine Frau nicht so...“ Und der hat den Gürtel herausgezogen – so – und fängt so an: „Oida, Oida, was is Oida.“ Sag ich: „Na was, Burli, glaubst Du, ich habe Angst vor dem Gürtel? Ich habe den Gürtel schon gespürt, da war Dein Vater noch nicht einmal auf der Welt.“ (...) Ich wollte ihm damals wirklich eine auflegen. Aber nur...da habe ich gesehen, da sind die ganzen Jugo, was da vorn wohnen... (Frau) Die haben alle runtergeschaut, weil das war ja laut. (Mann) Denke ich mir: Nein, zahlt sich gar nicht aus. Ich habe den Buben auch nie mehr gesehen.

„AusländerInnen“

Ein weiteres – fast durchgängig relevantes – Konfliktthema sind „die Ausländer“. Den meisten GesprächspartnerInnen war auf Nachfrage bekannt, dass außer in den Notfallwohnungen der Stadt Wien in den Gemeindebauten keine AusländerInnen, sondern ausschließlich eingebürgerte MigrantInnen leben, trotzdem sprachen fast alle von „AusländerInnen“. Uns interessierten die Wahrnehmungen sowohl der Befragten ohne als auch mit Migrationshintergrund.

GesprächspartnerInnen ohne Migrationshintergrund

Die Interviewaussagen der zwanzig Personen ohne Migrationshintergrund wurden gruppenweise – nach dem Wohnbezirk – ausgewertet, um mögliche anlagenspezifische Trends erkennen zu können, und in einem Schlusskapitel resümiert.

Karl-Seitz-Hof

Im Karl-Seitz-Hof wurden drei Frauen (23, 49 und 66 Jahre alt) und drei Männer (26, 40 und 58 Jahre alt) befragt. Nur die beiden jüngeren Männern hatten keine Ressentiments gegenüber MigrantInnen und auch keine entsprechenden schlechten Erfahrungen gemacht.

Wir haben da eher eine Multi-Kulti-Hausbesetzung: Jugoslawen, Türken, Slowaken, ... wir haben da eh ziemlich alles im Haus. Aber es ist eigentlich ... sagen wir so ... recht ruhig.

Ich meine... eigentlich...also „Ausländerproblem“ oder so wäre das gar nicht. In den Gemeindebauten, die ich bis jetzt kenne, waren eigentlich die „Ausländer“ – unter Anführungszeichen – die Ruhigsten.

Die junge Frau dagegen beschwerte sich, dass „immer mehr Ausländer herkommen“ würden, mit denen es „sowieso immer Streitigkeiten“ gebe. Sie würden „nur unten rumstehen, raufen wollen sie und sie schreien herum“.

Den anderen InterviewpartnerInnen war wichtig, „keine Ausländerhasser“ zu sein. Die ältere Frau erzählte, um das zu bekräftigen, von einer tunesischen Familie in der Nachbarwohnung, mit der sie in freundschaftlichem Kontakt stehe: Sie habe mit der Tochter häufig Hausaufgaben gemacht, und mittlerweile studiere das Mädchen sogar. Aber alle drei nahmen eine Verschlechterung der Wohnsituation durch den Zuzug von MigrantInnen wahr und betonten immer wieder deren „andere Mentalität“ und deren Integrationsverweigerung.

Jetzt ist es ärger geworden, meiner Meinung nach., (...) weil immer Neue gekommen sind und eben viel Immigranten. Und die sind – nicht, dass Sie jetzt glauben, ich bin so ein Ausländerhasser – die sind das gewöhnt noch von daheim. Die hauen alles vor die Tür und aus, gemma. (...) Die packen etwas aus und hauen es weg ... auch nicht alle – nicht alle. Unsere [Kinder] haben ein Papierl ausgepackt und haben es mir gebracht, wenn sie nichts gefunden haben, wo sie es hinwerfen können. Dann habe es halt ich eingesteckt. Aber die Ausländer, denen ist das ... Das ist halt die Mentalität von denen. Und da sind wir wieder dort, wie am Anfang gleich, dass sie sich integrieren sollen. Wäre überhaupt kein Problem nicht.

So wie das gekommen ist, dass eben die Migranten auch die Wohnungen gekriegt haben. Da ist es dann ziemlich arg ... also arg ... ärger geworden, als es vorher war, weil sie eben schlampig ...

Mist ... und Musik ... ja, ... hören Musik ... ja, gut ... was ... aber es gibt eben auch Typen, die ziemlich laut aufdrehen. Das ist eben nicht unsere Mentalität ... (...)

Wenn ich heute in einem fremden Land bin, dann muss ich mich auch anpassen. Die können daheim machen, was sie wollen. Die können mit ihrem Gewand rumrennen ... alles. Sie können auch mit ihrem Gewand hier ... obwohl es nicht das Richtige ist. Aber sie sollen zumindest richtig lernen, dass sie Deutsch können. Sie können zuhause in ihrer Sprache ... sollen sie auch machen ... aber nur, wenn man heute irgendwo hingeht, dann soll man Deutsch reden, weil sie sind hier nicht nur Gäste, sie sind ja größtenteils schon Österreicher. Und das ... als Österreicher sollen sie auch unsere Sprache beherrschen und sollten auch ... ein bisschen was wissen von dem Land. Allein, wenn ich in Urlaub fahre, bemühe ich mich, dass man dort in der Landessprache grüßt, bitte/danke sagt. Ich kann auch nicht Türkisch, oder ich kann nicht Jugo. ... oder Kroatisch oder was weiß ich ... aber, nur die Begrüßungsformeln, die kann man lernen. Und bitte und danke ... das ist das Mindeste, was man machen kann. Das ist aber nur der Urlaub. Und wenn ich jetzt dort lebe, dann muss ich schauen, dass ich so schnell wie möglich die Grobbegriffe von der Sprache habe, auch, dass ich mich dort verständigen kann, dass ich einkaufen gehen kann, dass ich auf ein Amt gehen kann, ohne dass ich mir einen Dolmetscher ... die machen den Führerschein mit Dolmetscher ... also das war zumindest so.

Das Problem sei, dass es „**einfach zu viele Ausländer**“ gebe. Nicht nur die Wohnungen der MigrantInnen seien überbelegt und würden „aus allen Nähten platzen“, weil sie so viele Kinder hätten oder – wie ein Interviewpartner vermutete – sie illegal untervermieten würden, sondern auch der Ausländeranteil im Gemeindebau sei zu hoch.

Da wird man ausländerfeindlich, ich sage es Ihnen. Ehrlich, es ist nämlich, es kommt fast in jede neue Wohnung, das ist nicht gut, in jede leere Wohnung fast kommen Ausländer. Eben wie gesagt, ich hab ja nichts gegen Ausländer, nur sie tun sich überhaupt nicht integrieren und das ist das Fürchterlichste, was es gibt. Wenn man mit jemandem so knapp zusammen wohnen muss, unsere Stiege, da wohnen vierzig Parteien. Stellen Sie sich das mal vor. In den anderen Stiegen ja nicht, in den anderen Stiegen wohnen so ca. zwanzig. Aber wir haben da vierzig, es sind noch genug Österreicher auch und auch Österreicher benehmen sich daneben, aber... (...)

Es ist ein Wahnsinn, was die Kinder, ... es ist schlimm, die lassen die Kinder runter in der Früh, und am Abend fangen sie sie wieder ein und holen sie nach Hause. Die sind nun einmal anders wie wir, aber ich meine, wenn es dann die Überzahl ist, dann tut man sich schwer, dann hat man, das sind richtige Probleme dann ...

Die größten Probleme beim Zusammenwohnen stellten Lärm und vor allem Schmutz dar: „Unsere“ Standards entsprächen nicht der Situation „bei ihnen Zuhause“.

Das Problem ist, dass einmal einer entweder, sie halten sich einfach nicht an die Hausordnung, oder sie verstehen es nicht, ich hab keine Ahnung. (*Das heißt, sie machen einen Dreck, oder?*) Ja, sicherlich (*Oder sind laut?*) Na beides, die sind, gut, das ist logisch, laut ist ja ihr Temperament. Das ist, wo sie herkommen, das ist einfach ihre Art, das ist schon klar. (...)

Ich bin wieder bei den Ausländern, es tut mit leid. Viele gehen auch runter [in die Waschküche] waschen. Und die sind, muss ich sagen, es gibt auch Österreicher, muss ich auch wieder dazu sagen, die sind Schweine. (...)

Man kann nicht einem jeden die Schuld geben, aber es ist wirklich so, dass die mehr ... Schauen Sie, die schicken die Kinder mit den Mistsackerln und dann müssen Sie sich mal anschauen einen Mistkübel, der ist so hoch. Wie soll das kleine Kind den Mist reinhauen, weil sonst liegt das daneben. Der nächste macht das auch genau so. Weil wenn ich nicht lerne, oder wenn ich, dann gehe ich selber mit dem Mist, die gehen eben nicht, die schicken die Kinder. Naja, so geht es nicht. (...) Man kann nicht nur alles denen, was ich immer wieder sage, man kann nicht immer denen Öster, eh Ausländern die Schuld geben. Das ist schon richtig. Aber entweder sind sie es von Zuhause so gewohnt, viele kommen ja aus was weiß ich von wo. Ich hab eine Freundin gehabt, die hat einen Türken geheiratet, der hat mir gesagt, wie es bei ihnen Zuhause zugeht. Gut, das ist bei ihnen Zuhause so und wenn die natürlich dann in so eine Großstadt kommen, entweder sie gleichen sich wirklich an, dann hast eh kein Problem. Aber die meisten tun es halt nicht.

Obwohl diese Interviewpartnerin ihre Vorwürfe „den Ausländern“ gegenüber immer wieder relativierte und ähnliche Verhaltensweisen auch bei „den Österreichern“ konstatierte, bestand sie abschließend doch darauf, dass „die Ausländer das Problem“ seien, weil einfach zu viele in der Anlage wohnten und sie sich auch nicht integrieren wollten.

Hinter diesen vordergründigen, redundanten Argumenten verstecken sich allerdings auch **Neidgefühle**.

Sie machen [die Wohnungsrenovierungen vor Neubezügen] wunderbar, also wer da dann einzieht, das ist wie in eine neue Wohnung. (*Aber die zahlen dann einen höheren Zins*)? Naja, ja natürlich, nur ist das so, die geben diesen Leuten ja, die eigentlich nicht viel haben, die kriegen ja dann wieder den Wohnzuschuss, diese Wohnbeihilfe, also kommt es auf dasselbe raus. Also, dass die weniger zahlen und das ärgert natürlich alle anderen, die die Wohnungen sich selbst hergerichtet haben. Weil ich hab mein Leben lang noch nicht, und Gott sei dank, bin stolz drauf, dass ich noch nie von wo was braucht hab. (...) Ja genau, und wie gesagt, die kriegen jetzt da wirklich wunderbar hergerichtete Wohnungen, ziehen ein und meistens wohnen sie zwei, drei Jahre drinnen, bis alles verlottert. Sie können mir glauben, dass das stimmt. Dann schaut es aus in einer Wohnung, wenn du die vorher gesehen hast, und wenn sie ausziehen. Weil entweder

wird es ihnen zu klein, weil sie eben wieder mehr Kinder kriegen. Natürlich das weiß man eh, dass die alle mehr Kinder kriegen, aber da kriegst eigentlich einen Grant.

Aus der Wahrnehmung dieser Interviewpartnerin gebe es Nachbarschaftskonflikte in einem höheren Stockwerk, über die sie aber nichts Genaueres wisse. Sie halte sich bei Streitereien heraus, spreche aber störendes Verhalten an – nur nütze es nichts.

Wenn du ihnen mal sagst, und ich war immer höflich, ich hab wirklich nie, dass ich geschimpft hätte, ich hab immer versucht, dass ich sage: Bitte, schauen Sie dieses oder jenes. Entweder sie verstehen dich nicht, oder sie denken sich ‚rutsch mir den Buckel runter‘. Das sind so Sachen, die ich, wie gesagt, es ist schlimm, und da freut es einen nicht mehr, muss ich ehrlich sagen.

Brigittaplatz

Am Brigittaplatz fanden drei Interviews statt: mit zwei Frauen, Ende zwanzig bzw. Ende vierzig, und einem 60-jährigen Mann. Die ältere Gesprächspartnerin ist mit einem Schwarzafrikaner verheiratet. Sie war sehr zurückhaltend und vorsichtig, auch auf Nachfragen wollte sie sich über mögliche fremdenfeindliche Erfahrungen nicht äußern.

Die jüngere Frau konstatierte einen hohen Ausländeranteil im 20. Bezirk, was ihm einen **schlechten Ruf** eintrage. Aber „das ist halt so“, das könne man nicht ändern. Nach Störungen in ihrem Wohnumfeld gefragt, erwähnte sie die „muslimische Gebetsmusik“ ihrer Nachbarn.

...aber das ist sehr laut, ja, und sie machen es auch immer. Ich glaube, sie machen das auch mehrmals am Tag. Manchmal höre ich es auch in der Früh um fünf oder so (...). Ist nicht so angenehm für mich, das könnte man leise auch machen. Ich hab ja auch nicht meine Kirchenmusik urlaut aufgedreht. (...) Ich meine, ich hab mich daran gewohnt, aber sie könnten es ruhig ein bisschen leiser machen. Es sind extreme Moslems, nichts Bösesartiges, sie sind eh sehr freundlich. Aber dass sie halt so aufdrehen, so laut, das ist nicht sehr schön. Aber sonst hab ich mich auch damit abgefunden.

Während sie MigrantInnen neutral gegenüberstand, verriet die Wortwahl des befragten Mannes eine fremdenfeindliche Einstellung.

Der ganze 20. Bezirk hat keinen guten Ruf, glaube ich, weil es ausländerlastiger Bezirk ist. Überschwemmt ist mit Jugoslawen und Türken und ja, eh genau so. (...)

Ich hab keine Konflikte mit niemand. (...) Und die anderen zwei Wohnungen waren, also ich glaube, waren an Türken vermietet, beide ja. Und die haben beide, ich hab es mir so angehört oder angeschaut, mit der Hausbesorgerin gesprochen. Also die machen das sehr elegant, muss ich sagen, also das ist offenbar ein üblicher Modus. Die gehen her und tun halt recht viel Kinder

gebären, die Frauen. Und dann gehen sie halt zur Gemeinde Wien, sprich Wiener Wohnen, und sagen, wir brauchen eine größere Gemeindewohnung. Das machen die immer so unheimlich gut. Also ich weiß nicht warum, ich weiß nur aus Erzählungen von gestandenen Wienern, dass es nicht so einfach ist, eine Gemeindewohnung ... respektive, wenn ich eine hab, eine größere zu bekommen. Aber bei diesen Ausländern, Ausländern, quasi Ausländern – sind wahrscheinlich eh mittlerweile eingebürgert, aber doch mit Migrationshintergrund, wie man sagt – geht das unheimlich klass und leiwand. Ich weiß nicht, wie das geht. (...)

Vielleicht ist es eine besonders Spezies des 20. Bezirkes, was ich aber nicht weiß, dass also die Gemeindebauten schon unterminiert werden von den Quasi-Ausländern. Das fällt mir auf, das ist für mich ein bisschen negativ. (...) Ich finde, es ist ein Problem des 20. Bezirkes, dass er wirklich sehr stark überfremdet ist. Sehr stark, also wie gesagt, ob das jetzt eine Taktik ist von der Gemeinde Wien, dass man die Leute, die Ausländer, ein bisschen konzentriert. Es gibt ja andere auch, den 15. Bezirk hab ich gelesen, der ist ja auch stark mit Ausländern überfrachtet, 16. auch. Es gibt etliche.

Er warf seinen früheren Nachbarn nicht nur vor, laut Musik gespielt zu haben, sondern unterstellte ihnen auch einen Diebstahl.

Der eine, der eine Türke oder was das war. Der war nicht sehr dezent, lärmmäßig, und da ist mir einmal Folgendes passiert. Da kann ich aber nicht sagen, wer das war, das muss ich ehrlich sagen, aber ich nehme auch an, es wird einer von denen gewesen sein. Bin ich einmal nach Hause gekommen am Abend und meine Wohnung war finster. Dachte ich mir, was ist denn da jetzt los, warum ist denn da jetzt kein Licht. (...) Dann hab ich aber am Gang draußen ... am Gang draußen gibt's so einen Sicherungskasten, jeder Mieter hat einen Schlüssel, da kann jeder dazu. Klar, das sind die so genannten Hauptsicherungen. Da hab ich dann gesehen, da hat mir ein lieber Nachbar, ich weiß nicht wer, aber ich sag nur ... Weil Sie mich fragen, es gibt halt doch irgendwie immer Reibungspunkte, Konfliktsituationen ... Ja, der hat eine Sicherung gebraucht und sich gedacht, ja da dreh ich halt beim Nachbarn die Sicherung raus, ob der im Finstern sitzt, kann man mir wurscht sein. Ja, also solche Sachen.

Per-Albin-Hansson-Siedlung

Einer der drei Befragten – zwei Frauen um die sechzig und ein Mann Anfang fünfzig – war MigrantInnen gegenüber neutral bis positiv eingestellt. Er erzählte von einer Wahl zur Mietervertretung, an der er vor kurzem teilgenommen hatte und bei der viele Ressentiments zutage getreten seien.

... und ja, da sind eben so Konflikte aufgetaucht: Die Leute lassen ihren Müll vor der Wohnungstür stehen, tagelang, wochenlang, (...) und es wird so viel geraucht am Gang, diese üblichen Dinge, (...) ja, und dass es laut ist natürlich, dass da, warte, wie haben die einen gesagt ...

die nicht deutschsprachig Geborenen (lacht), dass die so laut sind und dass die Kinder so laut sind und dass da nie eine Ruhe ist und diese Geschichten halt. Also da gibt es schon einige Konflikte scheinbar, von denen ich persönlich außer diesem Gespräch nicht wirklich was mitbekommen habe. (...) Die Kinder sind laut, aber ich empfinde es nicht als Lärmbelästigung und ich glaube schon, dass das sich eher an den Kindern und an den lauten Kindern aufhängt und nicht, ob die jetzt Ausländer sind. Natürlich, wenn das Ausländer auch noch sind, dann ...

Er stellte fest, dass sich die Wohnumgebung durch den Zuzug von vielen MigrantInnen verändert habe, kann diesen Veränderungen aber auch Vorzüge abgewinnen.

Man merkt halt schon, dass die Geschäfte, um noch einmal auf das zurückzukommen, sich eher dem anpassen, welche Leute hier wohnen, und wenn ... Man merkt das zum Beispiel bei den Juweliergeschäften, wir haben gute Juweliergeschäfte hier gehabt, die sind alle weg, und es gibt so, ja, Orient Bazar Juweliere, das hat auch seine Daseinsberechtigung, aber für mich ist es halt nichts. (...) Wobei ich das auf der anderen Seite wieder sehr gut finde. Der Victor-Adler-Markt zum Beispiel, wenn die Standln nicht vor vielen Jahren schon von Ausländern übernommen worden wären, hätten wir den Markt wahrscheinlich schon überhaupt nicht mehr hier, also da ist wieder einer der absolut positiven Aspekte.

Bei den zwei Frauen dagegen wurde eine – wenn auch unterschiedlich stark ausgeprägte – negative Einstellung gegenüber MigrantInnen deutlich. Beide wohnen in großzügigen Maiso-nettewohnungen und bei einer klang die Befürchtung einer **Abwertung der Wohnumgebung** durch MigrantInnen an:

... weil es immer mehr werden, und ich glaube, dass das Gefühl da ist ...die Wohnungen sind ja nicht billig gewesen, und die Miete ist auch nicht wenig. Wie kommen die Leute zu der Wohnung? Wie finanzieren sie es?

Sie sprach offen aus, dass „die vielen Ausländer“ sie „stören“ würden.

(Egal, ob das jetzt österreichische Staatsbürger sind oder nicht?) Ja. (Wieso stört Sie das, was stört Sie daran?) Ich denke mir, wenn es dann so viele sind, so wie es in vielen Häusern auch ist, dass man dann als Österreicher immer weniger zu sagen hat oder...ich fürchte mich einfach vor den Radikalen, das ist meines mehr. (Was könnte Ihnen das Wohnen hier angenehmer machen? Gibt es irgendetwas, wo Sie sagen, wenn es das gäbe, wenn das anders wäre? Die Ausländer, dass der Anteil nicht steigt, das hab ich verstanden?) Nein, ich glaube, sonst ist nichts.

Ihrer Wahrnehmung nach habe der gesamte 10. Bezirk wegen seines hohen Ausländeranteils einen zunehmend schlechten Ruf. Die andere Interviewpartnerin konstatierte ein „mittelmäßi-

ges“ Image und stellte auf die Frage nach möglichen Veränderungen in der jüngeren Vergangenheit Verbesserungen durch die neu angesiedelten Großwohnanlagen fest. Ihre Spontanassoziation ging also nicht in Richtung Verschlechterung wegen des Zuzugs von MigrantInnen.

Schwierigkeiten im Zusammenwohnen ergäben sich aber dadurch, dass im Gemeindebau „sehr viele Kulturen gemischt“ würden.

Denn da, wo wir schlafen gehen, werden andere erst munter, oder kochen erst, wo wir schon fertig sind. Oder haben eben die Reinlichkeit nicht so, wie wir sie haben. (...) Jetzt erwähne ich die Länder, die ich auch meine: die Türken, teilweise auch noch tiefer die Südländer, Libanesen, etc., haben eine andere Wohnqualität für sich, und Wohneigenschaft. Und da kann es zu Problemen kommen.

Die andere Befragte, die MigrantInnen stärker ablehnt, strich den guten Kontakt mit einer indischen Nachbarfamilie heraus, äußerte sich aber insbesondere TürkInnen gegenüber sehr abwertend („es stinkt vom Balkon rauf“, „ein Rudel Kinder“). Problematisch sei der „andere Lebensrhythmus“ der MigrantInnen, wobei sie vor allem der Lärm im Hof, der oft bis 23 Uhr andauere, massiv störe. Sie habe dieses Thema schon im direkten Kontakt mit den Betroffenen angesprochen, aber das sei schwierig: zum einen, weil die MigrantInnen oft nicht Deutsch sprächen, und zum anderen, weil sie auf Kritik aggressiv reagierten, wie sie von einer Bekannten erfahren habe.

Man versucht es sehr höflich zu formulieren, aber Sie laufen auch Gefahr, dann in den Unmut hineinzulaufen. Ich habe zwar grundsätzlich keine Ängste, aber ich kenne jemanden, der mir sehr nahe wohnt, und diejenige ist alleine lebend und die hat das gemacht mit Rad fahrenden, spielenden Kindern und die musste sich fürchten. Die musste sich fürchten, man hat sie bedroht. (...) Da kommen von den Kindern die Freunde, die Väter oder große Brüder, fragen Sie mich nicht so genau, ich weiß es nicht, weil man weiß das nicht, sie schauen sich ja alle sehr, sehr ähnlich manches Mal. Also auf jeden Fall auch teilweise Erwachsene. Und wenn Sie dann ein Auto irgendwo stehen haben, parken, etc., also da laufen Sie schon Gefahr, da in irgendeinen Unmut hineinzulaufen. (...)

[Die Bekannte] hat sich an die Polizei gewendet ... und wenden müssen. [Die männlichen Angehörigen] haben sie abgepasst, ja. Abgepasst, zu zweit und zu dritt, große, erwachsene Männer.

Auch bei der Benutzung der Waschküche komme es manchmal zu heftigen Auseinandersetzungen mit Tätlichkeiten, was die Gesprächspartnerin wiederum vom Hörensagen weiß:

Aber ich weiß aber von unseren Hausleuten ... (...) dass sich dann die Männer von den diversen Parteien einmischen (...) Also da gibt es laute Gefechte. (...) War auch schon einmal eine Polizei

da, wir mussten schon die Polizei rufen. (...) Nein, da geht es ganz einfach um die Einteilung. Sie sollten sich einteilen und sehen das nicht ein, dass wir also das... Wenn sie jetzt hinunter kommen und die Waschküche frei ist und es ist nicht ihr Washtag, dass sie ganz einfach hineingehen. Sie wollten das partout nicht einsehen.

Die Gründe für Konfrontationen lägen nicht in Sprachdefiziten, sondern in der „Frechheit“ der MigrantInnen.

Wie gesagt, wir haben in der Waschküche in Türkisch und Jugoslawisch schon die Gebrauchsanweisung bzw. die Ordnung. Ich glaube ganz einfach, dass die eine gewisse... ich sage jetzt, eine gewisse Frechheit haben. Ganz einfach: Du bist nicht da. Wenn du nicht da bist, dann bin ich da. Das sagen sie auch. Und so geht es aber nicht.

Sie resümierte die Gesprächsthemen Lärm, Gerüche, Kinder, Waschküche: „Ich sage einmal, 80 Prozent von dem, das was wir jetzt besprochen haben, hängt schon mit den eingebürgerten Familien zusammen.“

Schließlich fielen bei beiden Frauen Phantasien über „Radikale“ und „Illegale“ auf.

Ich denke mir, wenn es dann so viele sind, (...) dass man dann als Österreicher immer weniger zu sagen hat oder ... ich fürchte mich einfach vor den Radikalen.

Da wohnen mehr Leute in der Wohnung als es sein sollte, ja. Und dadurch ist natürlich dann auch die Gefahr gegeben, dass ja viele vielleicht auch einen Unterschlupf haben. (...) Ob das Illegale sind oder ob das Leute sind, die auf jeden Fall da nicht hergehören...

Gudrunstraße

Die beiden InterviewpartnerInnen – eine Frau Anfang zwanzig und ein 40-jähriger Mann – haben in ihrer Wohnanlage keine negativen Erfahrungen mit MigrantInnen gemacht. Die junge Frau, auf deren Stiege keine MigrantInnen wohnen, fühlt sich aber wegen der „vielen Ausländer“ in der Umgebung „nicht mehr ganz wohl“.

Also man kommt sich eigentlich nicht mehr vor wie in Österreich. Ich meine, ich bin jetzt nicht ausländerfeindlich, absolut nicht, ich habe nichts gegen sie, aber es ist wirklich so, wenn man dort steht, hört man kein deutsches Wort. Es ist einfach so. Ich habe jetzt nichts gegen die, ich greife die nicht an, aber es schreckt eben schon ein bisschen ab. (...)

Mich stört es eben dann, wenn sich die Leute nicht anpassen können. Ich meine, es gibt ja z.B. Leute, die wohnen seit zwanzig Jahren da und können noch immer kein Wort Deutsch, und das ist das, was mich dann schon ein bisschen stört, weil ich mir denke, wenn sie schon da leben

dürfen – weil sie dürfen nicht in jedem Land so einfach leben – , dann sollten sie sich doch auch ein bisschen anpassen. Man erwartet ja nicht so viel von ihnen, aber ein bisschen etwas eben.

In der Wohnanlage des Mannes leben MigrantInnen, aber – anders als in einer Fernsehensendung, die er vor kurzem über einen Gemeindebau gesehen habe, in dem auf einen Ausländer ein Österreicher komme – betrage in seinem Haus das Verhältnis „weniger als 2:1 oder weniger als 3:1. Also so schlimm ist es eigentlich nicht.“ Die „Ausländer“ würden ihm zwar auffallen, ihn aber nicht stören, und er habe noch nie Probleme gehabt.

In seinem Wohnumfeld gebe es allerdings durchaus Ressentiments gegenüber MigrantInnen.

Ich glaube, das liegt auch daran... ich meine, es wohnen in Gemeindebauten möglicherweise eher sozial schwache Leute, so wie ich ja auch bin... oder mein Nachbar ist. Und die tun sich selber schwer mit dem... ich sage jetzt, mit der Organisation von ihrem Leben. Also wie soll ich sagen? Als Stichwort vielleicht hohe Arbeitslosigkeit (...) Und die sind natürlich über Einwanderer nicht sehr erfreut, auch nicht in der zweiten oder dritten Generation. Und die Leute können auch von dort ja kaum wegziehen. (...) Und es kommen immer mehr Zuwanderer, sagen wir einmal, auch dazu.

Auf Nachfrage erklärte er schließlich, ihn würden die vielen „fremdländischen“ Geschäfte „ein bisschen irritieren“, relativierte aber gleich, dass „die eh arm sind und bald in Konkurs gehen“ würden. Vor längerer Zeit habe er beim Lebensmittelhändler „Horrorgeschichten“ über einen nahe gelegenen, von MigrantInnen geführten Supermarkt gehört, in dem er seither nicht mehr einkaufe.

Ja, [der Supermarkt] verkauft Heroin, hat er gesagt oder irgend so etwas. Mag das jetzt stimmen oder nicht – wahrscheinlich eh nicht. Aber so auf die Art eben. Aber ich habe bemerkt, dass die bemerkt haben irgendwie, dass ich... Dort habe ich mir ein Brot eben gekauft (...) Da sind die Leute... die beobachten das schon, wer da reingeht und wer nicht reingeht, also das Gefühl habe ich schon gehabt. Dass das auf mich gemünzt war, dass ich dort reingegangen bin, das könnte sein. Ich meine, ich bin mir nicht sicher, aber es könnte sein. Und seitdem bin ich nicht mehr zu dem gegangen dann, bin ich dann nicht mehr reingegangen.

An einem Punkt schließlich kritisierte auch er die MigrantInnen: beim Wildwuchs von türkischen Plakaten.

Da gibt es immer ziemlich viele Wildplakatierer und die plakatieren immer irgendwelche türkischen Konzerte – das erkennt man an diesen ganzen ü's und ö's usw., also ich nehme an, es sind keine jugoslawischen Konzerte. (...) Da gibt es so Stromverteiler bei der Kreuzung immer, wo

amtlich Plakatieren verboten ist. Aber das kreide ich ihnen nicht an, weil da tun die Österreicher auch oft plakatieren, das ist kein Problem. Aber die tun das so regelmäßig. Ja, ungefähr wöchentlich kommt wieder ein neues Clubbing von ihnen oder eine neue Diskothek oder ein neues Was-weiß-ich-was-alles, ich kann ja das nicht alles lesen, ich weiß ja nicht genau, was das ist, und die plakatieren also das immer wieder drüber. Und das ist relativ viel... voll plakatiert mit nicht österreichischsprachigen Plakaten. Und da sieht man, dass die relativ aktiv sind. Und für meinen Geschmack sind mir die ein bisschen zu aktiv. Ich meine, wenn die einmal im Monat das plakatieren, ist mir das wurst, aber wenn da jeden zweiten oder dritten Tag ein neues Plakat draufhängt, denke ich mir, das ist... aber ich weiß nicht. Es ist ein bisschen... die Verteilung ist auch schlecht. Es ist, was weiß ich, zehn Prozent Österreicher, aber die Österreicher plakatieren mehr auf den Stellen, wo es erlaubt ist. Und denen bleiben praktisch nur die restlichen über, das verstehe ich schon irgendwie. Aber trotzdem, also die Verteilung von Plakaten... es ist an manchen Stellen sicher 10:1. Ich meine, mir ist das wurst, ich gehe eh nicht auf ein Clubbing, weil ich bin eh schon zu alt jetzt, das ist kein Drama irgendwo für mich.

Gemeindebau im 19. Bezirk

Die 45-jährige Gesprächspartnerin äußerte keine expliziten Vorurteile gegenüber MigrantInnen, meinte aber insgesamt, dass „die **zunehmende Multi-Kulti-Gesellschaft**“ wegen fehlender Rücksichtnahmen zu Problemen führe. Veränderungsbereitschaft verlangt sie dabei primär den MigrantInnen ab.

Es ist halt so, die Spielregeln für das Miteinander, das fehlt. Also jeder hat andere, also es gibt wohl eine Hausordnung, aber die wird in dem Sinne nicht eingehalten, Papier ist geduldig und man kann viel drauf schreiben. Ich hab meine – es wird immer so dargestellt, ich hab meine Regeln, bei mir ist das so, und das müssen die anderen akzeptieren. Ist aber nicht einträglich für die Hausgemeinschaft. Es sollte ja ein Miteinander sein. Und das klappt oft nicht. (...) Es kommt immer drauf an, wie weit beide Seiten aufeinander zugehen. Es geht eine Seite auf die andere zu und die andere will nicht. Gut, dann kann man nichts machen. Man kann es mehrfach versuchen und diese andere Seite, die haben ihre eigenen Spielregeln, die will sich nicht integrieren in unsere Hausgemeinschaft.

Private Wohnhäuser im 16. Bezirk

Befragt wurden ein Ehepaar Mitte fünfzig, eine 70-Jährige, eine Frau Mitte zwanzig, sowie ein Mann Mitte vierzig, von denen nur die Seniorin massive Ressentiments äußerte.

Das Ehepaar brachte das Thema „AusländerInnen“ von sich aus nicht zur Sprache und erwies sich auch auf Nachfrage als offenkundig ziemlich vorurteilsfrei. Bei ihnen bezogen sich nur

zwei Gesprächssequenzen unmittelbar auf MigrantInnen, wobei sie zunächst den guten nachbarschaftlichen Kontakt mit den „AusländerInnen“ im Haus betonten.

(Wie ist der Kontakt mit denen?) (Frau) Auch gut, positiv. Der Hausbesorger und eine kurdische Familie, es sind nicht viele. (Mann) Moment: und eine kosovarische Familie. Der Hausbesorger, das sind Serben, und daneben sind die Kosovaren und ein Stock höher sind die Kurden. Ja, mit den Kosovaren vor allem haben wir insofern einen guten Kontakt, weil die ... ja, weil die Frau eine Freundin von unserer jüngeren Tochter war, von der Volksschule, Schulkollegin. Und die Eltern wohnen ein paar Gassen weiter (...). Und mit denen haben wir von Anfang an einen sehr guten Kontakt gehabt, weil die waren immer sehr gastfreundlich. Die Kinder, die Mädels, (...) die waren zu Weihnachten auch bei uns, obwohl sie eigentlich Muslime sind. (Frau) Ja, jedes Jahr eigentlich, ja. (Mann) Aber Weihnachten! (Frau) Ja, das war lustig.

Der zweite Themenbereich, bei dem das Ehepaar MigrantInnen erwähnte, war die Wohnumgebung. Die beiden wohnen in der Nähe des „Schwarzarbeiter-Strichs“ beim früheren Arbeitsamt Herbststraße, und wenn sich die Frau auch erinnerte, dass ihre damals halbwüchsigen Töchter das Vorbeigehen an den vielen Männern als unangenehm empfanden, betonte sie rasch, das seien „nette Männer“ gewesen, arbeitswillig und fleißig.

(Frau) Da fallen mir gleich die Schwarzarbeiter ein. Jetzt geht es schon, aber hier war der Schwarzarbeiter-Strich ... und das war unangenehm für die Mädels. Wenn die von der Schule gekommen sind, sind die im Haustor gelagert, und das ist für 12-, 13-Jährige nicht angenehm, wenn Du immer sagen musst ‚Entschuldigung‘. Mir war es auch unangenehm (...) Wobei ich heute im Nachhinein sagen muss, dass diese Leute nichts gemacht haben, außer reingepischt haben und reingekackt. (...) Wenn es kalt ist, schließt das Tor nicht immer, da ist es warm da, da kann man schön ... Also im Garten möchte ich nicht wissen, wie oft sie nach hinten zum Komposthaufen gegangen sind, okay. Aber dass sie in die Hauseinfahrt hinein pischen, also das finde ich grauslig, ja. Naja, sicher, wo sollen sie hingehen? (...) Aber jetzt stehen sie nicht mehr in unserem Haus, nur mehr ganz selten, wenn es regnet ein bisschen, und sind auch sehr höflich. (...)

(Mann) Die stehen in Gruppen halt, wo man oft nicht einmal vorbei kommt.

(Frau) Ja, aber ich finde, dass die nett sind und freundlich, also nicht ungut. Das sind immerhin arbeitswillige Männer. Ich meine, die stehen auf in der Früh, die stehen um sechs, sieben in der Früh schon da, ich meine, das sind fleißige Menschen.

Besonders auffällig war die vorurteilsfreie Einstellung des Mannes, als er gegen Ende des Interviews von Kriminalitätserfahrungen erzählte. Er wurde vor einigen Jahren in der U-Bahn von zwei „Nicht-Hiesigen“ angegriffen und verletzt, die er auf Grund ihres Aussehens für Jugoslawen oder Roma hielt, kommentierte dies aber nicht weiter.

Ja, in der U6-Station haben sie mich auch mal attackiert. Die sind da gestanden, zu zweit, Nicht-Hiesige, und haben, ... die waren betrunken, ich weiß es nicht, die haben permanent auf die Österreicher geschimpft. Sie haben die Leute in der U-Bahn (...) beschimpft und die Leute sind alle auf das andere Ende vom Bahnsteig gegangen, möglichst weit von denen weg. Aber es hat sich keiner darum kümmert. Ich war auf der anderen Seite, also gegenüber, und mich haben sie so beschimpft, also völlig absurd habe ich das gefunden. Die haben alle Österreicher als Nazi bezeichnet. Das waren schon junge Erwachsene. Ich weiß nicht, so dunkle Typen, ob sie jetzt Jugos oder was anderes waren, irgendwas in die Richtung, oder Roma, ich weiß es nicht. Und die haben mich eben auch beschimpft. Ich hab damals so ausgesehen wie jetzt auch, (...) auch einen Bart und auch sonst meine Kleidung war nichts, wo ich mir gedacht habe, da könnte einer drauf kommen, dass er mich für einen Rechtsradikalen hält oder so.

Ich bin dann aus einem anderen Grund rüber gegangen, weil ich etwas gesucht habe am anderen Bahnsteig, und hab mir gedacht: Na, da lass ich mich jetzt von denen nicht abhalten in meinem Interesse, das ich da verfolge. Und bin dann an ihnen vorbei, (...) und die haben sich sofort irgendwie von mir gefährdet gefühlt, ich hab sie nur angeschaut. Und sie sind sie sofort her und haben mich gleich da aggressiv angegangen und dann hab ich wahrscheinlich einen Fehler gemacht, weil ich gesagt hab: Ah, so ist das! Da hab ich offenbar den Eindruck gemacht, als wollte ich zur Polizei gehen oder was. Ich wollte auch den Eindruck erwecken, stimmt. Ich bin dann die Stiegen rauf zum Urban-Loritz-Platz und dann sind sie mir dann nach, und der eine hat mich dann gehalten und der andere hat mir eine gegeben, volle Wäsche. Und da hab ich dann Hilfe und Polizei gerufen, und da sind sie sofort gerannt. Das war für mich wie ein Wunder, die sind dann gerannt, und da bin ich noch mal runter und da war eine Passantin, die hat mit dem Handy dann die Polizei angerufen, aber ich wollte nichts. (*Sie waren verletzt?*) Naja, das hat weh getan, ich wollte aber nicht auf die Polizei und zum Verhör, ich wollte eigentlich heimgehen. Aber das ist mir dann schon irgendwie in den Knochen gesessen.

Auch die beiden jüngeren GesprächspartnerInnen griffen das Thema „Ausländer“ nicht selbst auf und gingen auf Nachfragen nicht ausführlich darauf ein. Beide fühlen sich in ihrer Wohnumgebung sehr wohl. Die Frau, die die offene, südländische Atmosphäre um den Brunnenmarkt schätzt, erwähnte allerdings, dass sie in der Nacht, wenn eine „Horde Türken“ vorbeigehe, „lieber ein bisschen auf die Seite“ trete. Interessant in ihrer Erzählung war, dass sich Ängste, die zunächst in der Begegnung mit Gruppen von „Fremden“ entstehen, auflösen, sobald einige Mitglieder solcher Gruppen näher bekannt sind oder zumindest wiedererkannt werden.

Aber inzwischen kenne ich auch schon vom Sehen die Leute, die da herumstehen, und da gibt es auch ein Vertrauen. Dass es nicht ganz Unbekannte sind und dass die eigentlich auch sehr nett sind. Und einen auch irgendwo schützen würden, gegen Randalen oder so.

Die ältere Frau dagegen bezeichnete sich als „Ausländerfeindin“ und dieses Thema nahm im Interview viel Raum ein. Ihre Umgebung sei zu „95 Prozent Ausländergegend: Also da sehen Sie nur fünf Kinder und noch einen Kinderwagen und 17 Kopftücher, sonst nichts. Also das wird immer schlimmer“. Vor allem im angrenzenden Gemeindebau sei es „furchtbar“.

Früher hat es ja im Gemeindebau keine Ausländer gegeben, nicht, und jetzt dürfen die auch in den Gemeindebau. Da können Sie sich nicht vorstellen, was die im Sommer auf den Balkonen dort alles aufführen. Da wird gegrillt und was weiß ich alles. Bis in die Nacht hinein palavert und... (...) Im Sommer muss ich die Fenster offen lassen, und da können Sie runterschreien oder nicht, das interessiert die überhaupt nicht. Höchstens sie sagen „Du Scheiß-Österreicher“. Das hören Sie auch, ja. (...)

Weil auf dem Balkon sind ja nicht die zwei Leute, die an der Wohnung angemeldet sind, sondern da sind ja Nichte, Tante und was weiß denn ich wer, wer da alles ist. Also zehn bis zwölf Leute können Sie rechnen, dass sich auf dem Balkon befinden.

In die Thaliastraße könne man nicht mehr gehen, dort „wimmelt es nur so von Ausländern“, und am Brunnenmarkt kaufe sie nicht ein: „Ich gehe ich nicht unbedingt gern einkaufen zu ausländischen Leuten, ich bin ein Patriot.“

Dabei habe sie nie negative Erfahrungen gemacht und fühle sich nicht unsicher – während vierzig Jahren sei sie ein einziges Mal angestänkert worden, von einem Betrunkenen. Auch mit den beiden „Ausländern“ in ihrem Wohnhaus, einem Inder und einem Rumänen, habe es nie Probleme gegeben.

Damit sie sich in ihrer Wohnumgebung wieder wohler fühle, müssten „alle Ausländer heimfahren“.

Für mich persönlich sind die Ausländer das Hauptproblem, ja. Ich sage, wie es ist. Ich bin ausländerfeindlich, ich gebe es offen und ehrlich zu. Das ist so. Solange wir sie gebraucht haben, wirklich zum Arbeiten, okay. (...) Ich war selber mal in meiner Jugend in der Schweiz arbeiten, und wenn man mich nicht gebraucht wird, dann fährst wieder nach Hause. Und so hätten sie es bei uns auch machen können und müssen. Und heute nehmen wir noch immer Leute. Wir haben selbst so viele eigene Arbeitslose. Und noch immer kommen sie von allen Seiten.

Resümee

In den großen Gemeindebauten Karl-Seitz-Hof und Per-Albin-Hansson-Siedlung überwog die Zahl der InterviewpartnerInnen mit fremdenfeindlichen Haltungen gegenüber denjenigen, die sich MigrantInnen gegenüber neutral bis positiv äußerten. In den Gemeindebauten am Brigittaplatz ging eine der Befragten, die mit einem Schwarzafrikaner verheiratet ist, auf das Thema nicht ein, von den beiden anderen war die Frau Fremden gegenüber positiv eingestellt, der Mann negativ, und bei den beiden GesprächspartnerInnen in der Gudrunstraße fielen zwar kritische, aber keine fremdenfeindlichen Äußerungen. Die GesprächspartnerInnen im 16. Bezirk, die alle in privaten Wohnhäusern leben, waren mit einer Ausnahme nicht fremdenfeindlich.

Im Rahmen der Befragung wurden nur wenige soziodemografische Merkmale erhoben, bei denen sich aber Auffälligkeiten hinsichtlich Fremdenfeindlichkeit zeigen. Da die InterviewpartnerInnen mittels eines Zufallsverfahrens ausgewählt wurden, sollen diese Ergebnisse, obwohl es sich um eine qualitative Studie handelt, kurz angesprochen werden. Sowohl Geschlecht, Alter als auch der Bildungsabschluss sind von Relevanz. Während von den acht Männern nur zwei fremdenfeindliche Äußerungen machten, traf dies bei der Hälfte der zwölf Frauen zu. Von den fünf unter 30-Jährigen äußerte sich nur eine Person stark abwertend, aber alle vier über 60-Jährigen. Schließlich zeigten sich bei nur drei der elf Befragten mit Matura oder einem höheren Bildungsabschluss fremdenfeindliche Einstellungen.

In den Gesprächen mit den nicht fremdenfeindlichen Personen waren MigrantInnen kein zentrales Thema, teilweise erfolgten positive Zuschreibungen, etwa dass die im Haus lebenden MigrantInnen besonders ruhig seien oder eine in der Nähe wohnende befreundete Familie als sehr gastfreundlich erlebt werde. Andere beschränkten sich auf die Feststellung, mit MigrantInnen noch nie Probleme gehabt zu haben.

In der Wahrnehmung der anderen InterviewpartnerInnen seien ihre Nachbarn mit Migrationshintergrund laut und vor allem verursachten sie Schmutz – beides wurde mit einer „fremden Mentalität“ erklärt und Anpassung gefordert. Auch wenn manche Befragte die Verursachung von Schmutz und Lärm auch „den Österreichern“ zuschrieben, kreisten die Gespräche immer wieder um „die Ausländer“, die sich nicht in die Hausgemeinschaft integrierten, als Hauptverursacher von Störungen des Zusammenlebens.

MigrantInnen wurden Diebstähle unterstellt, eine Befragte erzählte von einer Bekannten, die nach ihrer Kritik an Kindern von „großen erwachsenen Männern abgepasst“ worden sei, und erklärte, sie fürchte sich „vor den Radikalen“, weil man „als Österreicher immer weniger zu sagen hat“.

Nicht nur in der Wohnanlage, sondern im gesamten Stadtteil oder Bezirk lebten „zu viele“ MigrantInnen, was sich in einer schlechten Reputation niederschlägt – und damit in einem befürchteten Statusverlust. Vereinzelt klang auch Neid an: Die „Altmieten“ hätten ihre Wohnungen auf eigene Kosten renoviert, während MigrantInnen in sanierte Wohnungen einzögen und überdies noch Wohnbeihilfe kassierten.

Einzelne GesprächspartnerInnen würden ein sie störendes Verhalten ansprechen, aber das fruchte nichts: Entweder werde man von den MigrantInnen nicht verstanden, oder sie würden aggressiv und begännen zu schimpfen.

GesprächspartnerInnen mit Migrationshintergrund

Unter den fünf MigrantInnen waren drei Männer und zwei Frauen. Bei zwei Gesprächen konnten halbwüchsige Kinder (ein 14-jähriger Sohn und eine 15-jährige Tochter) mit einbezogen werden. Die beiden Befragten aus dem 10. Bezirk wohnen in Gemeindebauten, ebenso wie ein Gesprächspartner aus dem 20. Bezirk. Im 16. bzw. im 20. Bezirk wurden zwei Personen interviewt, die in privaten Wohnhäusern leben.

Die Wahrnehmungen von bzw. Erfahrungen mit Fremdenfeindlichkeit und Diskriminierungen sind sehr unterschiedlich. Einige haben Verhaltensweisen erlebt, die sie als **fremdenfeindlich** interpretierten: Beschimpfungen, Schuldzuweisungen und Gesprächsverweigerung. Ein Gesprächspartner erzählte dabei allerdings nicht von Problemen in der Nachbarschaft, sondern von Alltags- und Berufserfahrungen. In den anderen Interviews kamen auch auf Nachfrage hin keine Diskriminierungserfahrungen zur Sprache. Eine Studentin im 16. Bezirk und die beiden Teenager (im 10. und 20. Bezirk) hatten überhaupt keine Probleme mit der Nachbarschaft, ein Bosnier im 20. Bezirk erwähnte Beschwerden einer Nachbarin, die er aber nicht als fremdenfeindlich interpretierte.

Ein **vierzigjähriger Türke**, der mit einer eingebürgerten Türkin verheiratet ist und im 10. Bezirk in der Gudrunstraße wohnt, ist als Teenager nach Wien gekommen. Er erzählte von einem Vorfall mit Nachbarn, den er als fremdenfeindlich interpretierte.

[Auf der Straße] haben sich Leute aufgeregt und hinauf geschrien und so, da bin ich hinauf gegangen (...), weil es ziemlich laut war, und es war zwei oder drei in der Früh, ich wollte nur nett fragen, ob er die Fenster zumacht, weil sonst rufen die Leute die Polizei und... Das war keine Beschwerde oder irgendwas von mir, ich habe mir Sorgen gemacht, dass die unten Beschwerde machen, ich meine, ich wollte sie warnen. Dann haben ein paar Freunde von ihm die Türe aufgemacht, die sind auf mich losgegangen, obwohl ich mit dem Gedanken nicht einmal gespielt habe, Ärger zu machen. Ich wollte als Kumpel oder guter Nachbar sagen, mach das Fenster zu, dann können sie weiter machen wie vorher. (...)

Einmal hab ich ihn drauf angesprochen, was er gemacht hat, ich hab nur versucht, ihm zu sagen, was an dem Tag war, ich wollte keinen Ärger. Als ich wirklich versucht habe zu reden, ist er so aggressiv geworden, auf die Art: „Wer bist du? Wenn einer hier im Haus was sagt, dann bin ich das!“ Wahrscheinlich dadurch, weil ich Ausländer bin, da hab ich mich schon mies gefühlt. (...) Ich hab versucht, ihm das zu erklären, aber der hat nur... Seine Freunde waren da und er wollte sich gut fühlen, und es ist zwei, drei Mal so was passiert im Hof.

Was ihn besonders kränkte, war die **Gesprächsverweigerung** des Nachbarn.

Ich rede mit den Menschen. Ich hab was gegen Vorurteile, wenn ich sie nicht kenne, kann ich keine Meinung zu ihnen abgeben. Die haben bestimmt so ein Ausländerbild im Kopf. Der soll mit mir ein paar Minuten reden oder was weiß ich, essen gehen oder nur zehn Minuten Zeit nehmen, dass er das abschätzen kann, dann kann er seine Meinung abgeben. Ich hab zwei Mal den Versuch gemacht, aber wenn ein Mensch stumm ist, mit dem kann man nicht reden.

Ähnliche Erfahrungen machte er vereinzelt in der Wohnanlage, aber auch in der näheren Umgebung. Er berichtete von anderen Vorfällen, bei denen er auf Aggressionen reagierte, indem er ein Gespräch zu beginnen versuchte, aber nur beschimpft wurde. „Es wird nur geschimpft, aber nicht miteinander geredet.“ Er ziehe sich dann halt zurück, drehe sich um und gehe fort. Seine Arbeitsstelle liegt in einem anderen Bezirk, und wenn er die beiden Bezirke miteinander vergleiche, habe er den Eindruck, im 10. Bezirk gebe es „immer irgendeine Wut, und wenn beim anderen auch die Wut da ist, dann kommen die Streitereien raus“. In anderen Bezirken, deren BewohnerInnen materiell besser gestellt seien, seien die Menschen offener und würden eher ohne Vorurteile auf andere zugehen.

Die **51-jährige polnischstämmige Frau** aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung lebt ebenfalls seit Anfang der 1980er Jahre in Wien. Sie sei „Ausländerin“, habe deswegen aber mit Ausnahme einer Mietpartei nie Probleme. Diese Nachbarn seien Mitte sechzig oder auch etwas älter und seien als eine ersten Parteien in das Haus einzogen; sie selbst sei als eine der ersten „ausländischen Familien“ zugezogen. Am Anfang sei für dieses Ehepaar immer ihre Familie an allem schuld gewesen, aber andere Nachbarn hätten ihr versichert, sie brauche sich keine Sorgen zu machen, die beiden stänkerten mit fast allen Leuten. Ihr Hauptvorwurf an das Ehepaar besteht – ebenso wie bei dem befragten Türken – darin, dass diese ihr nicht einmal zuhören, sondern nur schimpfen.

Zum Abschluss des Interviews thematisierte die Gesprächspartnerin die Veränderungen in der Wohnumgebung durch den starken Zuzug von türkischen Familien. Am Reumannplatz werde nur noch türkisch gesprochen und der Platz inzwischen Istanbulplatz genannt. In türkischen Geschäften kaufe sie nicht ein, „weil dort ist alles türkisch“, und sie vermisse die schönen Boutiquen von früher.

Also eigentlich habe ich kein Problem, weil wie gesagt, die Mentalität ist nicht voneinander so weit weg, aber die türkischen Leute haben wirklich ein bisschen eine andere Mentalität. (...) Ich habe überhaupt nichts gegen... weil ich kann nicht, weil ich bin auch Ausländerin. Aber ich finde, sie sollen sich ein bisschen... Wenn ich in irgendwelches Land komme, dann muss ich so machen, wie es in diesem Land üblich ist, finde ich. (...)

Ihr halbwüchsiger Sohn hat keine Diskriminierungserfahrungen gemacht. Er scheint allerdings wenig Kontakt mit Gleichaltrigen im Gemeindebau zu haben und seine Freizeit vor allem mit Mitschülern zu verbringen. Im Hof habe er nie gespielt – einerseits, weil er ohnehin den ganzen Tag in Schule und Hort verbrachte, aber auch, weil sich im Hof überwiegend türkische Kinder aufhielten, die ausschließlich türkisch sprechen würden.

In einem Gemeindebau am Brigittaplatz im 20. Bezirk lebt ein **58-jähriger Bosnier**. Er ist 1971 nach Wien gekommen und lebt hier mit seiner Frau, die die österreichische Staatsbürgerschaft angenommen hat, und seiner Tochter. Er erzählte von Beschwerden von Nachbarn, vor allem von einer älteren Frau, wenn im Sommer die Fenster offen stünden und seine Familie Besuch habe. Da könne es manchmal ein bisschen lauter werden, die Nachbarin rufe dann in den Hof hinaus „Ruhe“, er schließe das Fenster und die Angelegenheit sei erledigt – zu einem Streit komme es deshalb nicht. Diese Frau schimpfe auch mit anderen, mit Fremdenfeindlichkeit brachte er ihr Verhalten nicht in Zusammenhang.

Er habe nicht viel Kontakt mit Nachbarn, sei damit aber zufrieden. Die ÖsterreicherInnen seien weniger gesellig als seine Landsleute und würden den Nachbarn keine Besuche abstatten. Man könne aber jederzeit anläuten und sich z.B. etwas ausborgen. Er habe zwar keine persönlichen Anfeindungen erlebt, höre aber immer wieder, dass sich ÖsterreicherInnen über „Ausländer“ in Gemeindewohnungen aufregen würden. Seine 14-jährige Tochter sei sowohl mit Kindern von ÖsterreicherInnen als auch von MigrantInnen befreundet und dabei gebe es aus ihrer Erfahrung überhaupt keine Probleme.

Ein weiterer Gesprächspartner, der ebenfalls am Brigittaplatz, aber in einer privaten Wohnanlage lebt, war ein **43-jähriger eingebürgerter Türke**, der 1979 nach Wien migriert ist. Seine Ehefrau, die sich teilweise am Gespräch beteiligte, ist Mitte dreißig und lebt erst seit sieben Jahren in Wien. Er sprach in erster Linie Diskriminierungserfahrungen im Alltag und im Berufsleben an.

Weil wir Ausländer sind, ist es noch ein bisschen schwieriger. Ich meine, nicht so arg, aber es ist schwieriger, das spüren wir. (...) Egal, ob du auf die Polizei gehst oder zum Arbeitsamt, egal, wo Du hingehst, das spürst du gleich als Ausländer. Ich meine, ich kann gut reden und hab österreichische Staatsbürgerschaft, aber mein Name, das sagt was. (...) Dann in der Firma ist es anders, überall, das spürt man sehr arg, wirklich, mir kann keiner was sagen. Ich hab so viel erlebt in Wien, viele sagen, wir haben nichts gegen Ausländer oder was weiß ich was. Okay, die haben nichts gegen, aber derjenige, der das sagt, der redet mit einem Österreicher anders wie er mit mir redet, das spüre ich, das sehe ich bei der Arbeit genau.

Noch größere Probleme als er habe seine Frau, die schlechter Deutsch spreche und deshalb von ihren Arbeitskolleginnen schikaniert werde.

Kontakt mit den Nachbarn gebe es kaum, aber das sei halt so in der Stadt, jeder schließe die Türe hinter sich und bleibe alleine. Er würde sich viel mehr Kommunikation wünschen, davon könnten alle profitieren.

Keine negativen Erfahrungen aufgrund ihres MigrantInnenstatus hat die fünfte Gesprächspartnerin gemacht. Sie wohnt im 16. Bezirk in einem privaten Wohnhaus, ist **Slowakin, Ende zwanzig**, lebt als Studentin in Wien und jobbt. Ein Nachbar beschwerte sich manchmal wegen zu lauter Musik, aber dann drehe sie die Lautstärke zurück und die Angelegenheit sei damit erledigt.

Konfliktparteien

Generationenkonflikte I : Jugendliche versus Alte

Eine häufig geschilderte Konfliktkonstellation ist die zwischen Jugendlichen – in der Wohnanlage wohnhaft, häufig aber auch aus der Nachbarschaft – und älteren BewohnerInnen. Offenen Konflikten, die dann z.B. in Wortwechseln, Beschimpfungen oder Drohungen zum Ausdruck kommen, gehen typischerweise längere Phasen der Nicht-Kommunikation voraus. Man kann sagen, dass die Unmöglichkeit, Konflikte auszureden oder in Gesprächen zu beschwichtigen, zwischen Jugendlichen und älteren Personen besonders groß ist. Ähnlich groß ist in manchen Situationen nur die Kluft zwischen MigrantInnen und in Österreich geborenen MieterInnen.

Eine typische Schilderung der kommunikativen Grenzen von Konfliktbewältigung gibt eine 63-jährige Frau aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung auf die Frage, ob das Problem „Mistsackerl im Gang“ nicht direkt angesprochen werden könne:

(Haben Sie sie schon mal darauf angesprochen?) Nein, weil mit den beiden kann man nicht reden. Sie haben vor Jahren schon einmal einen Brief bekommen von Wiener Wohnen, heuer im Frühjahr oder Beginn Sommer war jemand da, aber hat sich nichts geändert. *(Ist das von Ihnen ausgegangen, dass dieser Brief von Wiener Wohnen gekommen ist?)* Ja, ich hab da ein paar Mal angerufen und ... *(Wieso kann man mit denen nicht reden?)* Nein (lacht), ich stelle mich nicht her, das ist es mir nicht wert. *(Sind das Leute, die von Anfang an da gewohnt haben?)* Nicht ganz. Die eine ist eine sehr junge Person, ich meine nix gegen Junge, aber die wird relativ frech dann, und ja, und sie kann nicht grüßen, sie hält einem keine Tür auf, wenn man kommt und, und das ist mir das nicht wert. *(Aber wenn Sie sagen, sie wird recht frech, dann ...)* Nein, das weiß ich von anderen. *(Gut, das heißt, Sie sind nicht die einzige am Gang, die das stört?)* Ja.

Die Konflikthanlässe zwischen SeniorInnen und jüngeren MitbewohnerInnen sind aber üblicherweise nicht der Müll, sondern in erster Linie das Thema Lärmbelästigung durch Musik, auch zu lautes Fernsehen spät nachts und das Phänomen von Jugendgruppen, die sich in den Höfen oder Parks von Wohnanlagen aufhalten.

Das Thema Lärmbelästigung durch Musik ist zwar ein relativ häufiger Anlass zu Streitereien, gehört aber insgesamt in die Gruppe von Streitfällen, die sich direkt und häufig auch recht pragmatisch lösen lassen. Nicht selten sind **Beschwerden** allerdings **der einzige nähere Kon-**

takt zwischen den MieterInnen. Ein typisches Beispiel schildert eine 29-jährige Bewohnerin eines Privathauses in der Gablenzgasse.

(Gibt's strenge Regeln im Haus?) Wir haben nur einen Nachbarn, weiß ich nicht, was er macht, aber der sich teilweise beschwert über laute Musik von uns. Sonst nichts. Aber er kommt halt und sagt leiser und machen wir es leiser. *(Und da gibt's keine Streitereien?)* Nichts, nichts. *(Und beschwert er sich da in der Nacht oder ...?)* Nur nachmittags, wahrscheinlich arbeitet er in der Nacht. Und es stört ihn. Normalerweise immer zwischen drei und sechs, also da wissen wir, dass wir leiser sein müssen. *(Gibt's Konflikte, hat's Konflikte in der letzten Zeit gegeben im Haus?)* Nein, bis jetzt keine. *(Und dass andere erzählt hätten von Konflikten im Haus?)* Nie. Wir haben auch nicht solche Nachbarschaftsverhältnisse, weil die, die da leben, das ist eine Familie. Die leben ihr Familienleben aus und wieso sollen wir uns da einmischen. *(Also gibt's nur Grüßen am Gang und so?)* Ja. *(Und mit den anderen Parteien, zwei wohnen noch dort?)* Kennen wir nicht. Grüßen wir nur. Manchmal sehen wir die monatelang nicht. (...) Manchmal hab ich das Gefühl, wir sind ganz alleine im Haus.

Die Schwierigkeit, einigermaßen regelmäßige und tragfähige Kontakte zwischen den Generationen zu knüpfen, kommt in einer Aussage einer 27-jährigen Bewohnerin eines Gemeindebaus am Brigittaplatz gut zum Ausdruck:

Jetzt bin ich älter geworden, jetzt nutze ich den Hof auch nicht mehr so. Jetzt gehe ich halt vorbei. *(Also du sitzt selten im Hof, auf einer Bank oder so?)* Nein, eigentlich gar nicht. Die Tratschweiber sitzen immer (lacht). Ältere Damen immer. Jeden Tag unten am Bankerl, das ist halt, wenn es im Sommer halt warm ist. Ich hab da keinen Bezug, ich kenne zwar viele Leute, von früher noch. Als meine Oma noch jünger war und die ist jetzt auch schon sehr alt, wo sie noch 40 oder 50 war, jetzt ist sie eine alte Frau. Die grüße ich halt auch alle, aber sonst hab ich keinen Bezug. *(Also nicht, dass es Einladungen gibt, dass man sich besucht gegenseitig?)* Nein, das ist eigentlich nicht so, ist dann halt doch ... Und ich komme mit denen auch alle nicht so ..., sind auch alle älter oder halt nicht so meine Gesprächspartner. *(Näheren Kontakt hast also nicht im Haus?)* Nein, eigentlich nicht nein. Früher hab ich eine liebe Nachbarin gehabt, die ist aber ausgezogen, vis-à-vis, die ist dann ausgezogen. Grad sie zieht aus, hab ich mir gedacht, sehr nett. Aber sie hat Familie gehabt und ist dann in eine größere Wohnung gezogen. *(Du hättest gerne mehr Kontakt zu den Nachbarn?)* Nein. Wenn die Person sympathisch ist ... Ich hab eben eine Freundin, ich meine, das ist halt dann so. Es gibt Nachbarn, dass man mit denen befreundet ist, ich meine, so was ist schön, aber bei mir ist es irgendwie nicht so.

Die beschriebene Situation kann durchaus als typisch gelten. Die hier geschilderte Stimmung ist – wenn auch für sich noch kein echter Konflikt – so doch eindeutig ein Boden, oder ein

Kommunikationsmissstand, der die Bewältigung von gelegentlich auftretenden Konflikten sehr erschwert.

Dass eine derartige Nicht-Gesprächssituation auch emotional belastet, geht aus der Äußerung derselben Interviewpartnerin hervor, als diese danach gefragt wurde, was ihr das Wohnen „angenehmer machen“ würde.

Naja, vielleicht doch auch nettere Nachbarn (lacht), allgemein freundlichere Menschen. Es ist einfach so, ich grüße oft welche und der grüßt mich nicht mal zurück. Ich meine, ich kenne die schon lange, die machen nur so ein Gesicht, jetzt grüße ich auch nicht mehr, mir ist wurscht, aber es ist halt, Menschen, weil die halt so unzufrieden allgemein alle sind. Freundlichere Menschen wären auf jeden Fall für jeden persönlich irgendwie besser, wenn man ein Lächeln spürt, das ist halt einfach ... so abgestumpft irgendwie. Aber ja, es ist halt so.

Generationenkonflikte II: Kinder

Sozusagen ein Spezialfall des Konfliktverhältnisses der Generationen stellen Schwierigkeiten und Beschwerden über das Verhalten von Kindern in der Wohnanlage dar. Es handelt sich meist um Fälle von Lärmbelästigung – durch „hellhörige“ Wohnungswände hindurch, im Stiegenhaus, im Hof – oder auch um Vorwürfe hinsichtlich der Verschmutzung der Wohnanlage. Am häufigsten erzählt wird von Lärmbelästigungen durch (Fußball)spielende Kinder im Hof.

Die Konflikte werden zum Teil mit den Kindern direkt ausgetragen, indem diese zurecht gewiesen werden, sie sind aber häufig auch Anlass zu Zwistigkeiten mit den Eltern, die für das Verhalten der Kinder verantwortlich gemacht werden. Eine Parteiung in Mietparteien mit Kindern (in der Regel mit etwas mehr Verständnis) und solche ohne Kinder bzw. mit längst erwachsenen Kindern ist nicht selten.

Andererseits können Kinder umgekehrt auch der Anlass sein, engere Kontakte zu knüpfen. Neu zugezogene MieterInnen lernen die anderen Parteien nicht selten am Spielplatz bei der Aufsicht ihrer eigenen Kinder oder auch über gemeinsame Kindergruppen oder Kindergärten in der Nähe kennen. Diese näheren Bekanntschaften überdauern nur manchmal die Vorschulzeit. Der Besuch unterschiedlicher Schulen trennt dann sowohl die Kinder innerhalb einer

Wohnanlage als auch deren Eltern. Ein Bericht eines Vaters von zwei Kindern mit sieben bzw. acht Jahren aus dem 21. Bezirk verdeutlicht diese Situation.

(Wie ist denn der Kontakt mit den Nachbarn?) Ich kann sicher alle Mitbewohner vom Haus, wenn ich sie auf der Straße treffe, nicht erkennen. Ich glaube immer, das ist durch die Aufzugsanlage ... siehst du ja sehr wenig Leute. ... Wie viele kenne ich? Unseren Stock kenne ich, das ist ... das sind eigentlich direkt Nachbarn, die sind sehr nett und auch hilfsbereit. Dann die... ein älteres Paar. Man grüßt sich freundlich, aber viel mehr ist da eigentlich nicht. Dann gibt es oben noch... mit einem kleinen Buben. Dann ich kenne ich noch eine Familie mit zwei Kindern, das ist auch über uns, da weiß ich aber nicht einmal die Tür. Und dann... genau eine alte Frau mit einem Hund. Und das war's. *(lacht)* *(Also der Kontakt beschränkt sich aufs Grüßen? Dass da jetzt Freundschaften entstehen oder Bekanntschaften ...?)* Na, mit dem einen tue ich schon plaudern, die Kinder waren schon dort, oder mit denen war ich gemeinsam am Spielplatz gegangen oder was ... aber sehr wenig. Gut, da habe ich Zeit auch noch gehabt. Es ist jetzt schwer. *(Hätten Sie gern mehr Kontakt?)* Ich muss sagen, ich habe da gar nicht darüber nachgedacht ... weil'st eh keine Zeit hast. *(Und die Kinder z.B., haben die Kontakt zu den anderen Kindern im Haus ... oder in der Anlage?)* Wenig. Eine ist im Ganztageshort ... und ... es gibt eigentlich ... du hast eigentlich fast keine Zeit dazu. Ich meine, die kommen um zwölf, eins von der Schule, dann tun sie essen. Dann machen sie Hausaufgabe, ist es halb drei drei. Dann sind sie dreimal die Woche beim Fußballverein. Einmal, zweimal die Woche gehst ein bissl in den Park mit ihnen. Und um sechs sollten sie langsam Abendessen, duschen, schlafen gehen. Es geht sich nicht aus.

Obwohl der Zusammenhang „**Kinder – Lärm – Hof**“ sehr häufig angesprochen wurde, ist es keineswegs so, dass Kinder, insbesondere Kleinkinder, generell als Konfliktpotential zu betrachten wären. Gleichaltrige Kinder eröffnen im Gegenteil ein eigenes soziales Feld, in dem in Wohnanlagen nicht selten gute Bekanntschaften und Freundschaften entstehen.

Jugendliche gegen Jugendliche

Eine weitere, vom möglichen Eskalationsgrad her ernster zu nehmende Konfliktsituation ist die zwischen Jugendlichen innerhalb einer Anlage. Es kann sich dabei um gespannte Verhältnisse zwischen Einzelpersonen oder Freundesgruppen handeln, in manchen Gegenden des 21. und 10. Bezirks gibt es aber auch Konfrontationen zwischen einzelnen Jugendlichen und Jugendgruppen. Die Auseinandersetzungen finden dabei fast immer im Freien, auf dem Weg zur Wohnanlage, bei Haltestellen oder in nahe gelegenen Parks statt.

Vor allem für männliche Jugendliche ist es schwer, sich den Provokationen von anderen Gleichaltrigen zu entziehen. Ziel dieser Provokationen, die auch zu Handgreiflichkeiten führen können, sind aber nicht nur Jugendliche, sondern durchaus auch jüngere Männer. So trübt einerseits die Tatsache, regelmäßig in handgreifliche Konflikte verwickelt zu sein, das Wohngefühl. Als Beispiel sei ein Interviewpartner mit türkischem Migrationshintergrund aus der Gudrunstraße zitiert, der beschreibt, wie er als Jugendlicher und junger Mann regelmäßig an Konflikten beteiligt war und wie er ihnen heute ausweicht.

Ich war selber jung und bin im 10. Bezirk aufgewachsen, und da war jedes Wochenende Schlägerei. (...) Ich meine, ich gehe [heute] in bestimmte Lokale, bestimmte Restaurants, wo ich mit solchen Leuten nichts zu tun habe oder in Konflikt kommen kann. Ich vermeide es, aber damals zu unseren Zeiten ... Ständig – wenn jemand so schief geschaut hat, dann ist es zu einer Schlägerei gekommen. Das heißt, da ist vieles von der Einstellung her. Ich mein, manchmal hab ich eine Schlägerei selber angefangen, weil ich mit einer Wut von zu Hause weggegangen bin, weil alles nicht so war, wie ich es mir vorgestellt habe.

Andererseits genügt auch die bloße Sorge, in solche Konflikte hineingezogen zu werden, um die Wohnqualität zu beeinträchtigen. Hier sei auf den 14-jährigen Buschen aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung verwiesen, der sich abends beim Heimkommen unwohl fühlt, weil größere Gruppen etwas älterer Jugendlicher im Hof „herumhängen“, und auf den 26-jährigen Mann aus dem Karl-Seitz-Hof, dem angesichts der Ansammlungen vor dem Jugendzentrum in der Anlage ein „mulmiges Gefühl“ hat. (siehe auch Kapitel „Sicherheitsgefühl in der Anlage“)

AltmietInnen versus neu zugezogene MietInnen

Einen sehr häufigen Anlass für Konflikte oder zumindest Missverständnisse bietet der Zuzug neuer MietInnen. Die Gründe hierfür sind unterschiedlich: Zunächst einmal gehen durch den Auszug alteingesessener MietInnen in einem Haus, auf einer Stiege, einem Stockwerk natürlich Kontakte verloren, die mit der Zeit entstanden waren.

Andererseits werden Kontakte seitens der „Neuen“ in der Regel nicht sehr offensiv aufgebaut. Es besteht eindeutig **keine ausgeprägte Kultur des „house-warming“** und in der Regel gibt es gar keine brauchbaren Muster, mittels welcher man sich als Neuzuzug der Gemeinschaft der „AltmietInnen“ präsentiert.

Dazu kommt, dass neuen MieterInnen die „ungeschriebenen“ oder manchmal auch schriftlich fixierten Gesetze der „**Hausordnung**“ nicht kennen oder nur zum Teil verstehen und daher aus der Sicht der Alteingesessenen übertreten. Ein Umstand, der häufig als Ignoranz oder absichtliche Missachtung ausgelegt wird. Die Anlässe reichen hier von der „Ordnung“, in der der Müll entsorgt wird, über die Spielregeln in der Waschküche bis zur Lautstärke, in der man sich üblicherweise im Stiegenhaus unterhält.

In die Problematik der Kontaktpflege oder überhaupt der Kontaktaufnahme zwischen Fremden, die nun im selben Haus wohnen, spielen die **unterschiedlichen Bedürfnisse** von jungen und älteren Menschen, aber auch von Menschen, die auf dem Land aufgewachsen sind und die nachbarschaftliche Nähe dort schätzen, und solchen, die an ein eher urbanes Umfeld gewöhnt sind, eine Rolle. Für Menschen mit Migrationshintergrund kann hinzukommen, dass sie das Leben in größeren Familien- und Freundeszusammenhängen gewöhnt sind und daher besonders unter den kommunikativen Barrieren in ihrer neuen Wahlheimat leiden.

Ein gutes Beispiel dafür, wie jüngere „inländische“ BewohnerInnen – hier eine 23-jährige Frau aus der Jedleseeerstraße – diese Frage sehen, gibt folgender Gesprächsausschnitt;

(Kennen Sie auf der neuen Stiege die Leute?) Nein, da kenne ich noch keinen. *(Wie ist denn so der Kontakt zu den Nachbarn, kennt man sich untereinander?)* Kennen ... so hallo und tschüss. Und ab und zu: Wie geht's, aber sonst ... Wie ich bei meinem Freund gewohnt habe, da war der Kontakt zu den Nachbarn besser, weil es jüngere waren. Mit denen hab ich überhaupt keinen Kontakt. Meine lieben Nachbarn, die sind jetzt ausgezogen. Das waren auch junge liebe und die haben nur ein Jahr drinnen gewohnt. Mit denen hab ich mich auch sehr gut verstanden. *(Sie haben aber gesagt, Sie haben im Hof schon Kontakt zu den anderen Nachbarn?)* Ja sicher. *(Jetzt wohnen Sie doch schon lange da.)* Jetzt wohn ich lange genug schon da. *(Und haben sich Freundschaften entwickelt auch?)* Ja, das schon. *(Also da besucht man sich auch gegenseitig?)* Ja, ich hab auch eine Freundin, mit denen gehen wir auch immer Gassi mit den Hunden. So Nachbarn und so, die ich damals kennen gelernt habe, besuche ich auch öfters. Ist schon toll da. *(Hätten Sie gerne mehr Kontakt zu den Nachbarn (...)?)* Nein, ich finde das reicht. Zu viel will ich auch nicht. Ich meine, alles brauchen sie ja auch nicht mitkriegen und wissen und so. Reicht schon. Meine Mutter, die kennen sich ja auch alle wie am Land. Das ist ein Wahnsinn, die wissen alles voneinander und das ist mir schon zu ... Weil Nachbarn und Freunde sollte man irgendwie unterscheiden können.

Hier kommt deutlich zum Ausdruck, dass diese Frau den Verlust an Kontakten und Bekanntschaften durch die Mieterfluktuation zwar bemerkt, zum Teil auch bedauert, insgesamt aber

auch die Anonymität des städtischen Lebens schätzt und diese nicht gegen die dörfliche „Nähe“, in der jeder vom anderen alles weiß, tauschen möchte.

Eine ganz andere Haltung klingt in der Erzählung eines Mannes mittleren Alters aus der Türkei an, der jetzt im 20. Bezirk wohnt.

(Haben Sie Kontakt zu den Nachbarn?) Nur bei einem aber, nur Kontakt mit einem. (Frau) Mit der Oma, mit einer Nachbarin, auch. (Mann) Nein, Kontakt haben wir keinen, nur wenn wir uns sehen, ein bisschen plaudern. (Frau) Ja, eine ältere Frau, sie ist sehr freundlich. (Mann) Aber sonst, mit den anderen, ist nicht normal für mich, aber bitte. *(Vielleicht auch deswegen, weil so viele Leute dauernd auch wieder ausziehen?)* Ja, dauernd einziehen und ausziehen, deswegen kannst nicht Freundschaft schließen. Jeder schaut: Tür zu – aus, das ist die Stadt. Im Dorf passiert sowas nicht, im Dorf ist ein ganz anderes Leben. Da hast Du Freunde, Nachbarn, kannst Du tratschen, einladen. Alle Nachbarn kommen, meine Frau hat was Gutes gekocht oder Kuchen hat sie gemacht. Oder, ich weiß nicht: Komm rüber, ich hab zwei Bier offen. Verstehen Sie, was ich meine? Das ist was anderes. *(Aber das passiert hier nicht?)* Nein, da in der Stadt nicht. *(Also wenn, dann grad grüßen?)* Ja, nur grüßen: Hallo, grüß dich, servus. Fertig. Da passiert nicht mal das Grüßen, es gibt manche Partei, die grüßt nicht einmal. Aber ich grüß trotzdem, halt egal. *(Und hätten Sie gerne mehr Kontakt mit den Nachbarn?)* Ein bisschen mehr hätte ich schon gerne Kontakt, ja. Die Menschen müssen Kontakt haben mit Menschen, damit es die Zukunft verbessert, damit die Menschen sich selber verbessern. Wenn Sie hören meine Probleme ... dasselbe Problem haben Sie vielleicht auch. Ja, wenn ich mit Menschen in Kontakt bin, dass ich mich aussprechen kann und irgendein Mensch könnte mir vielleicht ein Tipp geben, dass ich mich verbessern kann, und diesen Tipp gibt mir niemand. Deshalb muss der Mensch mit Menschen immer in Kontakt sein, überhaupt mit dem Nachbar.

Trotz der ganz unterschiedlichen Bewertungen der Situation stellt sich der **Zuzug neuer MieterInnen** doch als **entscheidende Phase** heraus, in der Konflikte einerseits besonders leicht entstehen, andererseits aber auch von Anfang an vermieden werden können. Es bestätigt sich zudem die These, dass sich Vorstufen späterer, offener Konflikte bereits in Formen der Kommunikationslosigkeit und der still phantasierten – und durch keine echte Begegnung berichtigten – Bilder des „Fremden“ abzeichnen. (Siehe dazu das Kapitel „Eskalationsstufen und Konflikttypen“)

Konflikte zwischen „Inländern“ und „Ausländern“

Eine sehr häufig geschilderte Konfliktkonstellation besteht zwischen „Inländern“ und „Ausländern“. Hier kommen ausgeprägte emotionale Befangenheiten der Kategorie „Wir/die Anderen“, „vertraut/fremd“ usw. zum Tragen. Dabei ist es unerheblich, ob ZuwanderInnen bereits eingebürgert sind oder noch nicht. Die Schilderungen dieser Konflikte zeigen einige typische Muster; auffallend ist dabei, dass ein guter Teil der aktuellen Konfliktauslöser in den Erzählungen vage bleibt oder überhaupt als imaginär eingestuft werden muss.

Ein Beispiel für Unmut, der sich am Anderssein, an dem **„nicht unsere Mentalität“** entzündet, von einem 58-jährigen Mann, gebürtiger Österreicher, aus dem 21. Bezirk.

(Seit wann gibt es diese Konflikte?) Ich hätte gemeint so... es ist eigentlich ein bissl jünger, so acht, neun Jahre hätte ich gesagt. So wie das gekommen ist, dass eben die Migranten auch die Wohnungen gekriegt haben. Da ist es dann ziemlich arg ... also arg ... ärger geworden, als es vorher war, weil sie eben schlampig ... Mist ... und Musik ... ja, ... hören Musik ... ja, gut ... was ... aber es gibt eben auch Typen, die ziemlich laut aufdrehen. Das ist eben nicht unsere Mentalität ... (...) ... ich höre mir so eine Musik ja auch nicht an. *(Was würden Sie sich wünschen, damit das Wohnen für Sie hier angenehmer wird?)* Ein bissl integrieren auch ... die ganzen. Ich meine, ... ich habe eh zuerst schon gesagt, es sind nicht alle so, aber nur ... Wenn ich heute in einem fremden Land bin, dann muss ich mich auch anpassen. Die können daheim machen, was sie wollen. Die können mit ihrem Gewand rumrennen ... alles. Sie können auch mit ihrem Gewand hier ... obwohl es nicht das Richtige ist. Aber sie sollen zumindest richtig lernen, dass sie Deutsch können. Sie können zuhause in ihrer Sprache ... sollen sie auch machen ... aber nur, wenn man heute irgendwo hinget, dann soll man Deutsch reden, weil sie sind hier nicht nur Gäste, sie sind ja größtenteils schon Österreicher. Und das ... als Österreicher sollen sie auch unsere Sprache beherrschen und sollten auch ... ein bissl was wissen von dem Land.

Ähnlich vage, zumindest ohne konkreten persönlichen Anlass, bleiben andere Versuche zu begründen, warum „Ausländer“ im eigenen Haus oder in der Umgebung ein Problem darstellen. Zum Teil werden die „fremdartige Musik“ oder auch „mangelnde Sauberkeit“ als Störfaktoren genannt. Diese Motive wirken aber eher als Aufhänger für Unmut und eine Aversion, die von den Betroffenen selbst schwer zu fassen ist.

Letztlich spielt nach einigem Nachfragen dann aber immer auch die **Anzahl** der als fremd empfundenen Menschen eine Rolle. Jedes Auftreten in Gruppen oder das Vermitteln des Eindrucks einer Überzahl wird als bedrohlich oder zumindest als besorgniserregend empfunden.

Die folgenden drei Beispiele versammeln alle genannten Motive.

Eine junge Frau aus dem 10. Bezirk auf die Frage, wen sie eigentlich mit den „Leuten“, mit denen es Probleme gebe, meine:

Ich meine, wie gesagt, ich habe wirklich nichts gegen [Ausländer] ... Ich meine, sie tun mir ja leid, ich denke mir, sie werden nicht absichtlich da sein und sie werden eben in ihrem Land nicht mehr leben können, und ich hab absolutes Verständnis dafür, dass sie irgendwo hin müssen, aber mich stört es eben dann, wenn sich die Leute nicht anpassen können. Und ich meine, es gibt ja z.B. Leute, die wohnen seit zwanzig Jahren da und können noch immer kein Wort Deutsch, und das ist das, was mich dann schon ein bisschen stört, weil ich mir denke, wenn sie schon da leben dürfen – weil sie dürfen nicht in jedem Land so einfach leben – , dann sollten sie sich doch auch ein bisschen anpassen. Und also man erwartet ja nicht so viel von ihnen, aber ein bisschen etwas eben. Und wenn man eben am Reumannplatz aussteigt und kein deutsches Wort mehr hört... und dann wird man ja auch noch blöd angequatscht von irgendwem, dann... das stört dann schon oft. *(Das heißt, das Problem ist offenbar, dass so viele auf einem Fleck sind?)* Ja, genau, ja, genau, das ist es eigentlich.

Sehr ähnlich die „Begründung“ eines Mannes mittleren Alters, ebenfalls aus dem 10. Bezirk.

(Also abgesehen jetzt davon, Sie sehen die Leute, aber gibt es da noch andere Dinge, an denen man das merkt?) Ja, man merkt es eben... das eine habe ich schon gesagt: Die fremdartige Musik irgendwie, die mich persönlich nicht stört oder noch nie störend geworden ist. Dann, was gibt es noch? Naja, die Kinder spielen im Hof und sprechen nicht alle Deutsch unbedingt miteinander, was mir aber auch egal ist, sollen sie sprechen, was sie wollen. Und ja, wenn ich in den näheren Supermarkt gehe (...) dann habe ich dort – ich will das jetzt nicht übertreiben, das ist schwer zu schätzen – , aber ich würde sagen, dann habe ich 4:1 Ausländer, eben auf vier Österreicher kommt ein Ausländer. Die gehen immer zu dritt und zu viert einkaufen, so ein ganzer Pulk. Aber das stört mich persönlich nicht, weil die kaufen eh andere Sachen als ich usw. Aber sie fallen auch nicht auf bei der Kassa oder so, also sie zahlen das immer alles und es gibt auch keine Schwierigkeiten, soweit ich das bis jetzt bemerkt habe. Aber diese Pulks, also dass die praktisch nie alleine die Wohnung verlassen, sondern immer nur zu zweit, zu dritt und zu viert oder so, das fällt schon auf. Ich meine, mich stört es nicht, aber es fällt irgendwie auf. Die Österreicher gehen meistens alleine oder zu zweit einkaufen und nicht zu sechst oder was. Aber da ich den Supermarkt nur selten benütze, stört mich das fast überhaupt nicht. Aber ich kann mir vorstellen, dass es andere Leute stört, das kann ich mir schon gut vorstellen. *(Warum? Was ist das, was daran stört?)* Naja, dieser Pulk eben, dass die immer zu fünft einkaufen gehen.

Mit dem Anschein einer „rationalen Begründung“ argumentiert ein 60-jähriger Mann – ebenfalls gebürtiger Österreicher – aus dem 20. Bezirk sein Unbehagen.

Das Thema haben wir kurz vorher schon angeschnitten. Was ich als negativ empfinde, ist die Überfremdung des Bezirks. Das ist klar. Ja, ich hab unlängst erst gelesen, dass also in Wien ein Drittel, ein Drittel hat einen so, also ich bin ja kein, es klingt ja so als wäre ich ein Rassist, ist aber nicht so, aber ein Drittel der Wiener hat einen Migrationshintergrund. Aber hier ist er viel stärker. Minimum 50 bis 60 Prozent. Also wenn Sie sagen, Sie kennen sich ein bisschen aus im 20. Bezirk, da gehen Sie einmal untertags raus. Da werden sie von zehn Frauen sechs mit einem Kopftuch sehen. Aber das tut mir auch nicht weh, ist halt die Überfremdung da, ist die Überfremdung da. (*Aber das stört Sie?*) Kann man nicht richtig sagen, stören. (*Sie nehmen es wahr?*) Ja, ich nehme es wahr, aber solange mir niemand was tut ... ein friedlicher Mensch, tue ja auch niemandem was, nicht. Aber ich meine nur, das ist ja schon ein Beispiel, wenn ich ... es gibt ja viele Lokale da auch rum um den Hannovermarkt. Also die haben alle im Prinzip, die sind zum Tode verurteilt, wenn sie mich fragen. Weil es so viele Ausländer gibt. Weil die Ausländer gehen ja nur in ihre Lokale, nicht. Also ein Türke, ein Türke ist gleich da vorne am Eck.

Insgesamt ist aus den Schilderungen der Konflikte, die mit MigrantInnen im Zusammenhang stehen, ersichtlich, dass offensichtlich das **Zuhause-Fühlen** als wesentlicher **Faktor der persönlichen und kulturellen Identität** auch dadurch bestätigt sein will, dass Menschen sich und ihre Lebensart als die der Mehrheit wiedererkennen (siehe dazu das Kapitel „Grundbedürfnisse und gutes Wohnen“). Ist dies nicht der Fall und scheinen andere Lebensformen mehrheitlich das Wohnumfeld zu prägen, regt sich Unmut und die Chancen, tatsächliche Differenzen oder Fehlverhalten gewaltfrei zu bewältigen, sinken.

Die Aussage einer älteren Gemeindebaubewohnerin aus dem Karl-Seitz-Hof bringt das unmissverständlich zum Ausdruck:

Wissen Sie, wenn die das einteilen täten, eine Stiege so und so viel, dann ist es in Ordnung. Aber wenn es nur mehr, dann hast genug davon. (*Also das wäre für Sie zum Beispiel eine Lösung, eine Ausländerstiege?*) Nein, auf der Stiege wohnen jetzt dann zwanzig Parteien und dann sag ich, na gut, dann nehmen wir fünfzehn Österreicher und fünf Ausländer. Schon die Österreicher vorwiegend, weil ja, wir wohnen ja noch immer in Österreich und das ist ... (*Die meisten „Ausländer“, das sind ja Österreicher.*) Jaja, natürlich, aber sie benehmen sich nicht danach. Um das geht's. Weil wenn ich Österreicher bin, dann muss ich mich auch danach richten.

Auch die hier zu Tage tretende Haltung geht weit über das Thema „Wohnen“ hinaus und reicht an Fragen der persönlichen Identitätsbildung, die sich immer auch über Mehrheitszugehörigkeit und Innen-/Außen-Schemata konstituiert.

MieterInnen gegen TierhalterInnen

Häufig sind das Bellen der Hunde, das Laufen ohne Beißkorb, der Dreck der Katzen ein Anlass zu Streitigkeiten oder zumindest Aversionen unter den MieterInnen. Nach dem Motto „Nicht der Hund, das Frauerl oder das Herrl ist die Drecksau!“, wie ein 58-jähriger Mann aus dem 21. Bezirk im Interview unverblümt formulierte. Wie weit Konflikte über Tiere gehen können, zeigt seine Schilderung.

Das einzige, was mich noch stört, sind die ganzen Hunde. Ja. Weil das sind kleine Wohnungen. Und der hat zwei ... wie heißen die ... Rottweiler ... ich glaube, Rotweiler sind die bulligen. Na ja, Kampfhunde ... ja. Nur ... der hat genauso eine Wohnung mit 60 m² und dann sind sie ... die sind so „tierliebend“. Und ich bin halt der ‘Tierhasser’, weil ich keine Viecher ... ich will keine Viecher in der Wohnung. Die Wohnung ist eh so klein. Wenn ich jetzt ein Viech, einen Hund auch noch hätte ... geht nicht. (...) Zu mir haben sie schon ein paar Mal gesagt, ich bin ein Tierhasser. Sage ich, ich glaube im Gegenteil, ich bin glaube ich ein Tierfreund, weil mich erbarmt das Vieh, wenn es da eingesperrt ist den ganzen Tag. Oder es sind eh wieder so Leute, die was eh den ganzen Tag nichts hackeln. (*Diskutieren Sie dann mit den Leuten? Probieren Sie, sich das auszureden? Oder ... wie ... schauen die Konflikte aus?*) Ich muss sagen, ich habe keine Konflikte. Ich gehe um 6 Uhr in der Früh weg und komme um halb sechs am Abend heim. Ich habe wirklich viel Arbeit auch und ich bin dann froh, wenn ich meine Ruhe habe. Ich habe mich zweimal aufgeregt. Das ist aber schon Jahre her. Dann habe ich eben nichts wie blöde Antworten gekriegt und einmal sogar eine Drohung. (*Eine Drohung? Wie hat das ausgesehen?*) Na ja, wenn dir was nicht passt, hetz ich dir den Hund auffe ...

Das Thema Tiere, vor allem größere Hunde, berühren die für die Beurteilung der Wohnsituation empfindlichen Bereiche „**Sicherheit**“ und „**Sauberkeit**“ – beides ausschlaggebende Faktoren, die stark auf die Wohnzufriedenheit Einfluss nehmen.

Zaungäste bei Konflikten

Viel häufiger als selbst direkt in Konflikte verwickelt sind BewohnerInnen von großen Wohnanlagen ZeugInnen oder Zaungäste von Konflikten. Solche Zeugenschaft kann in vielfältigen Formen gegeben sein: Manche der Interviewten wussten von Streitigkeiten oder heftigeren Konflikten vom Hörensagen, manche wurden selbst Ohrenzeugen von Streitigkeiten oder Polizeieinsätzen, andere waren als NachbarInnen direkt betroffen, ohne selbst Streitpar-

tei zu sein. In den zuletzt genannten Fällen wurde die Polizei auch manchmal von NachbarInnen zu Hilfe gerufen.

Ein Beispiel schildert ein Mann mittleren Alters aus der Gablengasse im 16. Bezirk:

Ich fühle mich wohl. Wenn es eine Frage gibt zu Konflikten etc., die vorkommen könnten – hat es natürlich auch gegeben. Es waren im Haus (...) – wie sage ich es – Parteien, die aus mir nicht näher bekannten kulturellen Gründen sehr schwer miteinander ausgekommen sind. Es gab so alle halben Jahre – ungefähr, das ist nur ein grober Schätzwert – ich muss es ja auch nicht immer hören – in der Nacht dann eine Prügelei, teilweise auch im Stiegenhaus. (...) Ich habe mir immer gedacht, das trägt halt irgendwie zum Lokalkolorit bei. (lacht) Für mich war es kein Problem. *(Und es ist öfter vorgekommen damals?)* Es ist damals öfter vorgekommen. Das war, wie gesagt, das letzte Mal so ungefähr vor – ich weiß nicht – zwei oder drei Jahren. Oder es konnte auch passieren, dass ich zu Hause irgendwas zu arbeiten hatte und an der Nebentüre die Polizei so wild geklopft hat, dass ich raus bin und geschaut habe, was los ist. Und man wurde dann schon mit so Dingen konfrontiert wie: „Wohnen Sie hier allein? Haben Sie einen Ausweis?“.

Obwohl die wenigsten Menschen selbst jemals Partei in offen gewaltsamen Konflikten sind, trüben selbstverständlich auch Konflikte, die man nur als Zeuge/Zeugin erlebt, die Wohnzufriedenheit und das subjektive **Sicherheitsgefühl**, und das oft für lange Zeit.

Nicht selten werden MitbewohnerInnen ZeugInnen von Familienstreitigkeiten oder gar Familiendramen. Ähnliche Szenen wie die nachstehende, von einem 58-jährigen Bewohner am Brigittaplatz geschilderte, lassen MitbewohnerInnen beiderlei Geschlechts nicht unbeeindruckt und fließen mit in die Bewertung der Wohnsituation ein.

Dort ist eh ein bisschen Lärm. Da haben wir auch wieder so eine Frau, ich weiß nicht, sie war früher Hausmeisterin oder so. Die schreit immer mit dem... Die Frau säuft so viel und mit ihrem Mann streitet sie immer, haut ihn raus und so.

Wie im Kapitel „Gutes Wohnen“ schon festgestellt, ist in Wien die Frage, in welchem Stadtteil oder welcher Wohnanlage man wohnt, zum Glück keine Überlebensfrage. Das Thema Sicherheit ist aber, was das Wohlfühlen betrifft, verständlicherweise von besonderem Gewicht. Und um das Wohn-Wohlfühlen zu trüben, reicht es, Gewalttaten als Zaungast oder vom Hörensagen mitzubekommen.

Eskalationsstufen und Konflikttypen

Um die Aussagen der InterviewpartnerInnen in einen theoretischen Kontext einzubetten, werden sie in einem Stufenmodell der Eskalation und anschließend verschiedenen Konflikttypen zugeordnet.

Eskalationsstufen

Für das gegenständliche Forschungsprojekt ist das Anliegen eines möglichst frühen, unter Umständen sogar antizipierenden Erkennens von Konfliktursachen – im Sinne eines „Frühwarnsystems“ – leitend. Im diesem Sinne wurden die Tiefeninterviews auch unter dem Aspekt geführt, Eskalationsstufen, die für Konfliktszenarien erarbeitet wurden, in den Aussagen über Wohnen und Leben in Wien wiederzuerkennen.

Wir halten uns hier an eine für das Thema „Wohnen“ modifizierte Darstellung der für Konflikte typischen Eskalationsstufen von Friedrich Glasl, der neun solcher Stufen unterscheidet:⁵

Stufe 1 Verhärtung: Auf dieser Stufe verhärten sich die Standpunkte immer wieder und prallen bei verschiedenen Anlässen aufeinander. Es kommt zu zeitweiligen Ausrutschern, aber auch noch Korrekturen dieser Pannen. Das Bewusstsein bestehender Spannungen bewirkt eine weitere Verkrampfung.

Anlässe für solche Ausrutscher können eine wiederholte Lärmbelästigung sein, die sich noch durch direkte Beschwerde beim Verursacher regeln lässt, oder die häufig genannten „Mistsackerln am Gang“, die dann doch weggeräumt werden.

Konflikte auf dieser Stufe sind im Zusammenleben innerhalb einer Wohnanlage unvermeidlich, in der Regel aber auch bewältigbar.

Stufe 2 Debatte, Polemik: Gelingt eine Bewältigung auf Stufe 1 nicht oder nicht restlos, so kann der Konflikt weiter gehen und polarisiert in der Folge Denken, Fühlen, Handeln. Es kommt zu Schwarz-Weiß-Denken, es werden Diskrepanzen erlebt zwischen offiziellem

⁵ Friedrich Glasl, Konfliktmanagement. Bern, Haupt, 2002 (7., ergänzte und überarbeitete Auflage)

„Oberton“ – dem Grüßen im Stiegenhaus zum Beispiel - und dem, was im „Unterton“ gehört wird. Es kommt zum Kampf um die Überlegenheit am Schauplatz.

Dieser Schauplatz kann die Sandkiste, die Waschküche, das Stiegenhaus, der Hof oder, je nach „Machtanspruch“ der Konfliktparteien, die gesamte Anlage sein.

Auch diese Konfliktstufe ist häufig anzutreffen, sowohl zwischen Einzelpersonen und Familien als auch zwischen größeren Gruppen wie z.B. MigrantInnen und „Inländern“.

Stufe 3 Taten statt Worte: Da in der Regel der Kampf um den Schauplatz nicht entschieden werden kann – man denke an Situationen wie Lärmbelästigung, Kochzeiten und -gerüche oder Kriminalität im Wohnumfeld, also Situationen, die sich dem vollständigen Einfluss einer einzelnen Konfliktpartei entziehen – kommt die Überzeugung auf, dass Reden nichts mehr hilft: Deshalb wird eine Strategie der vollendeten Tatsachen verfolgt (Absperren der Waschküche, demonstrativ laute Musik, demonstratives Nicht-Säubern der Stiege etc.). Der Versuch, Differenzen gesprächsweise zu bereinigen, wird aufgegeben bzw. als aussichtslos eingestuft.

Die häufig vorhandene Kommunikationslosigkeit begünstigt diese Haltung. Die gesetzten Taten bewirken eine Konfliktbeschleunigung, das Schwarz-Weiß-Denken der Stufe 2 verhärtet sich zu einem ausgeprägten Wir-Gefühl. „Wir schauen auf Sauberkeit, aber die anderen, die Fremden.. nicht!“ oder „Wir schauen ja darauf, dass wir nachts niemanden stören, aber die anderen...“, um Beispiele aus den Interviews zu nennen, die diese Stufe illustrieren.

Typisch für diese Eskalationsstufe ist, dass die Empathie für die andere Partei fast vollständig verloren geht. Die Streitparteien können und wollen sich nicht mehr in die Lage des jeweils anderen versetzen und geben den Versuch, deren Handlungsmotive verstehen zu wollen, weitgehend auf. In allen ausgewählten Anlagen liegen, bezogen auf bestimmte Hausparteien oder auch ganze Gruppen wie „Ausländer“ oder „Jugendliche“, solche Eskalationsstufen vor. Zum Teil äußert sich diese Stufe in Taten, zum Teil – und vielleicht häufiger – aber in einer Art Resignation.

Stufe 4 Images und Koalitionen: Der Konflikt eskaliert entlang der selbstgeschaffenen stereotypen Images, Klischees und Feindbilder. Die Parteien manövrieren sich gegenseitig in negative Rollen und suchen dabei nach Allianzen mit weiteren, u.U. auch externen Kräften. Es kann zu regelrechten „Image-Kampagnen“ und dem Werben um Anhänger kommen. Das kann durch das Anschlagen von Verlautbarungen oder Anschuldigungen geschehen, ebenso aber auch durch das „Anschwärzen“ bei der Hausverwaltung, durch das Bilden von Allianzen bei Mieterversammlungen oder durch polizeiliche Anzeigen. Die veröffentlichte

Meinung, insbesondere wenn parteipolitisch instrumentalisiert, kann das Bilden und Aufrechterhalten von Feindbildern natürlich begünstigen. Beim Thema „Fremdenfeindlichkeit“ ist das in manchen Bereichen Wiens definitiv der Fall. Auf der fünften Eskalationsstufe – auf der ein Konflikt quasi öffentlich wird – entfaltet sich diese Dimension noch stärker.

Stufe 5 Gesichtsverlust: In dieser Phase zielen die Kontrahenten auf eine öffentliche und inszenierte Entlarvung der moralischen Verwerflichkeit des „Feindes“. Die Polarisierung steigert sich bis zur Verteufelung des Feindes. Ausgrenzung, Ausstoßung und Abschiebung kommen als „Lösungsvarianten“ ins Spiel, es herrscht ein fanatischer Kampf um Ideologie, Werte, Prinzipien. Es ist leicht ersichtlich, dass auf dieser Stufe um Grundbedürfnisse gerungen wird, die den Bedürfnisebenen 3 und 4, also „persönliche und kulturelle Identität“ bzw. „Freiheiten, Rechte, Wahlmöglichkeiten“, entsprechen. D.h. die Konfliktparteien bestreiten einander gegenseitig oder einseitig ihre Ansprüche auf Erfüllung dieser Grundbedürfnisse. Bis zu dieser Eskalationsstufe finden sich Beispiele in den Schilderungen der befragten Personen, wenn auch die Stufe 5 selten bzw. nur am Rande stark zugespitzter Konflikte sichtbar wird.

Die Stufen 6 bis 9 kommen als strukturelle Konflikte oder als Konflikte zwischen großen Gruppen kaum vor, wenn wir das Konfliktfeld aus der Perspektive des Wohnens und den Interventionmöglichkeiten auf diesem Feld betrachten. Das heißt nicht, dass Beispiele extremer Konflikteskalation im Umkreis des Lebensfeldes „Wohnen“ gar nicht zu finden wären.

Auf der 6. Eskalationsstufe wird das Geschehen von **Drohungen und Gegendrohungen** beherrscht: Die Parteien manövrieren sich selbst in die Sackgasse des Handlungszwanges. Der Stress wird durch Ultimaten und Gegenultimaten gesteigert. Lärmbelästigung oder der Streit um freilaufende Hunde kann im Einzelfall durchaus bis zu diesem Grad eskalieren.

Auf der 7. Stufe kommt es zu **begrenzten Vernichtungsschlägen**: Laut Glasl herrscht nunmehr ein Denken in „Ding“-Kategorien vor, menschliche Qualität und Reaktionsweisen werden kaum mehr respektiert. Begrenzte Zerstörung wird als „passende Antwort“ empfunden. Gezielte Vandalenakte, befohlene Hundeattacken, Revierkämpfe von Jugendbanden oder auch Jugendkrawalle, wie sie aus anderen Großstädten berichtet werden, funktionieren nach diesem Muster.

Stufe 8 **Zersplitterung**, in der alles auf den Zusammenbruch des Gegners ausgerichtet ist und vitale Systemfaktoren des Feindes zerstört werden, und Stufe 9 **Gemeinsam in den Abgrund**, also die totale Konfrontation und Vernichtung des Feindes, sogar um den Preis der Selbstvernichtung, finden natürlich nicht systematisch statt und haben, wenn sie auftreten, keinen spezifischen Zusammenhang mit dem Lebensfeld „Wohnen“, sondern sind dann meist Teil persönlicher Auseinandersetzung und Gewalttaten, die bis zum Äußersten gehen können.

Aus der Sicht der Eskalationsstufen ist für die vorliegende Untersuchung von Bedeutung, dass in den Wohnanlagen der befragten Personen, obwohl relativ selten offene Konflikte auftreten, zwischen Teilen der BewohnerInnen latente Konflikte auf der Eskalationsstufe 1 bis 3 permanent vorhanden sind. Die weitere Eskalation hängt dann – von Einzelfällen persönlicher Feindschaft abgesehen – davon ab, ob Images und Feindbilder auf Resonanz von außen, d.h. von größeren als ursprünglich in den Konflikt verwickelten Kreisen oder durch noch größere Öffentlichkeiten wie den Medien, stoßen. Was die ablehnende Haltung gegenüber MigrantInnen betrifft, ist das zum Teil der Fall.

Konflikttypen

Persönliche Konflikte

Obwohl Auseinandersetzungen zwischen Einzelpersonen, nicht selten intrafamiliär, zu den am stärksten eskalierenden Formen zählen, kommt diesen im Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung weniger Bedeutung zu, weil die Interventionsmöglichkeit von außen – sei es durch die Gebietsbetreuung, durch „Wiener Wohnen“ oder eine Hausverwaltung – hier an die Grenze des Privaten stößt. Pädagogik, Familienberatung und Strafrecht sind hier am Zug.

Sachkonflikte

Sachkonflikte drehen sich um thematisch leichter eingrenzbar Anlässe. Das Bedürfnis nach Ruhe bzw. die Belästigung durch Lärm oder Gerüche wären hier eines der häufig auftretenden Beispiele. Das Vorhandensein von Spielplätzen, die Öffnungszeiten von Spielkäfigen, die Sauberkeit des Stiegenhauses, das Beißkorbanlegen bei Hunden wären andere Beispiele. Es kann gesagt werden, dass Konflikte dieses Typs von den Anlässen her mit Abstand zu den häufigsten Konfliktursachen zählen.

Typisch für diesen Konflikttyp ist das Ausgehen von (in den meisten Fällen) berechtigten und rationalen Zielen (z.B. Musikhören auf der einen Seite, Ruhebedürfnis auf der anderen Seite, oder eine angemessene Zeitspanne für die Benützung der Waschküche etc.), die aber entweder nicht zugleich am selben Ort zu realisieren sind oder bei welchen die Realisierung einer Partei bestritten oder behindert wird.

Konflikte dieses Typs sind in den unteren Eskalationsstufen noch relativ leicht beizulegen, weil hier in den meisten Fällen ein Bewusstsein gültiger Spielregeln und Rechte vorhanden ist. (Wir setzen hier voraus, dass diese Spielregeln fair und für alle gleich sind, was z.B. auch im Falle der Hausordnungen in Wiener Wohnanlagen der Fall ist.)

Sachkonflikte werden umso schwerer steuerbar,

- je persönlicher die Auseinandersetzung wird und
- je weiter der Konflikt in Richtung Feindbilder und „Abbruch der Verhandlungen“ eskaliert.

Sachkonflikte haben zudem den Vorteil, dass in der Regel auch noch objektive Instanzen außer den Konfliktparteien selbst „abgerufen“ werden können. Der Hausmeister, die Hausverwaltung, die Gebietsbetreuung, „Wiener Wohnen“ oder auch die Polizei können die Rolle einer solchen Instanz spielen und werden von unseren InterviewpartnerInnen – von der Gebietsbetreuung abgesehen – auch mehr oder weniger häufig als solche kontaktiert.

Strukturelle Konflikte

Eng mit Sachkonflikten verknüpft liegen die Ursachen bei sogenannten strukturellen Konflikten nicht in erster Linie in unterschiedlichen Zielsetzungen, sondern in ungünstigen Bedingungen, die das Konfliktpotenzial erhöhen.

Ein „klassisches“ Beispiel für strukturelle Mängel dieser Art wären die – von unseren Befragten natürlich auch erwähnten – „hellhörigen“ Wände, die Konflikte zum Thema Lärmbelästigung sehr wahrscheinlich machen. Selbst wenn man nur die Liste der strukturellen **baulichen Mängel** ins Auge fasst, ist die Anzahl konfliktfördernder Faktoren einigermaßen lang: Fehlende Gegensprechanlagen, unverschließbare Haustüren und Kellerabteile, nicht annähernd

schalldichte Fenster, zu enge Parkgaragen, fehlende Spielplätze für Kinder, fehlende Gemeinschaftsräume, desolate Beleuchtung etc. wären einige der genannten Mängel.

Dazu kommen strukturelle **Mängel organisatorischer Natur**. In manchen Häusern werden keine Mieterversammlungen abgehalten oder Mieterbeiräte bestellt. Feste oder Veranstaltungen in Wohnanlagen sind ebenfalls eher die Ausnahme. D.h. es kann insgesamt an Foren für Mitsprache oder auch an Gelegenheiten zum zwanglosen Kennenlernen fehlen. Zu strukturellen Mängeln dieser Art zählen auch die fehlenden Spielregeln, was den Zuzug neuer MieterInnen betrifft– sich einzuführen und vorzustellen ist weitgehend der persönlichen Initiative überlassen und keineswegs allgemein üblich.

Eine strukturelle Konfliktursache kann auch in einem **Mangel an Information** liegen, wodurch MieterInnen wesentliche Spielregeln (Hausordnung) unbekannt bleiben bzw. ungeschriebene Gesetze nicht kommuniziert werden. Ein schlechtes Beschwerdemanagement, das den Eindruck erweckt, dass sich „eh niemand kümmert“, ob alles in Ordnung ist und zur Zufriedenheit der MieterInnen funktioniert, ist ein anderer vereinzelt genannter Konfliktherd.

Dergleichen Mängel sind an sich noch keine Konflikte, können aber deren Entstehen begünstigen und die eigenständige Konfliktbewältigung erschweren.

Kommunikative Konflikte

Wie fast alle Gespräche zeigen, gedeihen Auseinandersetzungen in vielen Fällen auf dem Boden spärlicher oder überhaupt nicht vorhandener Kommunikation. Wie in dem Kapitel über die „Konfliktparteien“ berichtet, **beginnen** viele Beziehungen wie z.B. die zwischen Alteingesessenen und neu Zugezogenen, zwischen SeniorInnen und Jugendlichen, und erst recht zwischen in Österreich Geborenen und ZuwanderInnen bereits auf der 1. bis 3. Eskalationsstufe, also **in einer Haltung der „Verhärtung“**, der starken Wir-Gefühle und zum Teil sogar dem Vorurteil, dass „Reden nicht mehr hilft.“

Die in den Wohnanlagen geknüpften Kontakte sind in vielen Fällen so oberflächlich, dass es nicht gelingt, diese Vorurteile aufzulösen. Fehlende Plattformen, auf welchen Kommunikation stattfinden kann – Gemeinschaftsräume, Hoffeste, Mieterversammlungen – tragen zusätzlich zu den genannten Defiziten bei. In heiklen Situationen wird dann sehr rasch der Kontakt

ganz abgebrochen und manchmal nur mehr über die Behörden kommuniziert, weil man sich nicht zutraut, den Konflikt direkt auszuräumen.

Die Erzählung einer 51-jährigen gebürtigen Polin aus der Per-Albin-Hansson-Siedlung zeigt deutlich, wie eng Vorurteile, der Mangel an Gesprächsmöglichkeiten bzw. das vollständige Abreißen jeder Gesprächsbasis zusammenspielen, bis nur über die zuständige Magistratabteilung „kommuniziert“ werden kann.

(Was sind das für Probleme?) Die haben immer etwas gesucht. Sie hat nach uns Washtag gehabt immer. Einmal haben wir keinen Washtag gehabt – jemand anderes hat gewaschen – und trotzdem ist sie zu uns gekommen mit so großem Mund. Sie hat weiße Sachen reingegeben, und eine schwarze Socke war drin, und die ganze Wäsche war jetzt... Sie hat nicht einmal gefragt, ob wir das waren oder nicht, nur von Anfang an hat sie gewusst: Aha, Ausländer. Da habe ich mich beschwert bei der Gemeinde und ich glaube, sie hat einen Brief bekommen, weil dann war Ruhe. Sie hat überhaupt nicht mit mir gesprochen. Wenn wir uns im Lift getroffen haben oder so, dann hat sie nicht einmal „Guten Tag“ oder so... nichts. Dann nach gewisser Zeit wieder hat sie mit mir gesprochen: „Guten Tag“ usw., also nur so. Jetzt letztes Mal wieder – meine Tochter hat Blumen gegossen am Balkon, ein paar Tropfen Wasser kommen immer runter, das ist ganz normal. (...) Sie hat da vielleicht ein bisschen Wasser runter gegossen, und der Mann ist gekommen und hat „Ihr Arschlöcher“ geschimpft und „Ausländer“ usw. Wir haben auch einen Brief per Fax geschickt an die Gemeinde, jetzt warte ich auf die Antwort. Weil das ist Beleidigung. Das kann man gerichtlich auch machen. Das geht nicht, dass jemand uns beschimpft.

Sprachliche Hürden, Missverständnisse und Fehldeutungen von Handlungen und Standpunkten erschweren gerade im Verhältnis zwischen „Inländern“ und MigrantInnen die direkte Konfliktbewältigung und den aktiven Abbau von Vorurteilen. Die schwarze Socke haben immer „die Ausländer“ liegen gelassen, und um darauf zu kommen, wer es wirklich war, müsste man miteinander reden – was häufig nicht geschieht.

Externe Konfliktursachen

Externe – also nicht unmittelbar mit der Wohnsituation zusammenhängende – Faktoren sollen hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden, weil eine Analyse dieser Faktoren weit über den Rahmen dieser Studie hinausgeht. Natürlich spielen aber die Einkommenssituation, das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht und das durchschnittliche Bildungsniveau mit in die Konfliktsituationen hinein.

Die Klagen über die Zuteilung von Gemeindebauwohnungen an Migrantenfamilien, denen man es „viel zu leicht“ mache, spiegeln etwas von dem Gewicht dieser Faktoren wider. Ältere Bewohner haben zum Teil lange auf eine Gemeindebauwohnung warten müssen und sind sich der sozialen Komponente der Wohnungsvergabe bewusst. Nun erleben sie, wie „Ausländer“ ihrer Ansicht nach sehr viel leichter zu denselben Wohnungen kommen. Sie sehen sich damit in gewisser Weise in einer Konkurrenzsituation, in einer Wettbewerbssituation mit einer Bevölkerungsgruppe, von der sie sich gerne unterscheiden würden, die sie gerne unter ihrem eigenen sozialen Niveau einstufen würden, die aber nun de facto ebenso wohnt, wie sie selbst, deren Kinder dieselben Schulen und Kindergärten besuchen wie ihre eigenen Kindern und deren Aufstiegschancen aus Sicht der „ÖsterreicherInnen“ kaum hinter den ihren zurückstehen.

D.h. externe Faktoren wie Arbeitsmarktchancen, Einkommen und Bildung tragen zu einer Verschärfung der Wettbewerbssituation bei, die das Lebensfeld als nur *einen* Schauplatz neben anderen hat.

Vermittlung in Konflikten

Insgesamt ist in den persönlich erlebten Konflikten und auch in denen, die als Zaungast beobachtet wurden, kaum etwas von systematischer Konfliktvermittlung zu bemerken. Auch das persönliche Eingreifen von Personen, die sich als Dritte mit der erkennbaren Absicht, in einem Streit zu vermitteln, einmischen, wird selten berichtet.

HausmeisterInnen

Am häufigsten spielen oder spielten die HausmeisterInnen die Rolle dieses Dritten, allerdings nicht durchwegs im Sinne einer Lösung der anstehenden Konflikte, sondern oft auch als Konfliktauslöser – wobei allerdings die positiven Einschätzungen überwogen.

Wie aus dem Abschnitt über die „Zufriedenheit mit den HausmeisterInnen bzw. der Hausbetreuung“ hervorgeht, herrscht Einigkeit darüber, dass „gute“ HausmeisterInnen eine ganze Reihe von Aufgaben in Wohnanlagen zur Zufriedenheit erledigen können. Das Spektrum der Tätigkeiten ist groß: Es reicht von Putzarbeiten, Schneeräumen und Rasenmähen über die Verwaltung der Waschküche und dem Achten auf die Hausordnung bis zu kommunikativen, in manchen Fällen sogar mediatorischen Aufgaben. Die Unterschiedlichkeit dieser Aufgaben stellt eine besondere Herausforderung hinsichtlich des Anforderungsprofils dar.

Vor allem aus den Interviews im Karl-Seitz-Hof und am Brigittaplatz lässt sich ein fast idealtypisches Bild eines Hausmeisters heraushören. Die InterviewpartnerInnen beschreiben nicht nur detailliert die gewünschten Tätigkeiten, sondern zählen auch alle Vorteile engagierter HausmeisterInnen auf: Er/sie ist eine Ansprechperson, ist immer vor Ort, ist einsatzfreudig, kontaktfreudig und aufmerksam (siehe dazu im Detail das Kapitel „Zufriedenheit mit Wohnhaus und -anlage“).

Seltener, aber doch wird von einem **vermittelnden Eingreifen** bei Konflikten durch den/die HausmeisterIn berichtet. Auf Nachfragen hin wird zum Teil bestätigt, dass die Hausmeisterin sich bei Streitigkeiten nicht heraushalte, sondern „schon eher schlichtet“, wie ein Bewohner der Gudrunstraße erzählt. Auch in den Fällen, in denen Kritik an den HausmeisterInnen laut wurde, war herauszuhören, dass man sich von dieser Instanz durchaus eine Vermittlung in

Konflikten wünschen würde: „Wo es um Konflikte geht, da ist er nicht dazu bereit, das in Angriff zu nehmen, eben diese aus der Welt zu schaffen.“

Konflikte „aus der Welt schaffen“, diesen Anspruch vertreten natürlich auch Personen, die sich den Hausmeister eher in der Rolle eines „Wohnanlagen-Sheriffs“ vorstellen, der nicht nur putzt und Schäden ausbessert, sondern auch für Ruhe und Ordnung sorgt. Solche HausbesorgerInnen müssten dann, aus der Sicht der Befragten, das Recht und die Pflicht zum „Einschreiten“ haben. „Ein Hausmeister ist immer eine Respektsperson auch“, erklärte ein 58-jähriger Gesprächspartner aus dem Karl-Seitz-Hof. Hier verschieben sich Motive von „Konflikte schlichten“ zu „Ordnung halten“ und „zur Ordnung rufen“. Mit zur Rolle des „Wohnanlagen-Sheriffs“ gehört der Kontakt zu übergeordneten Stellen (Hausverwaltung, „Wiener Wohnen“), der begrüßt wird, allerdings auch die Möglichkeit des Missbrauchs von Ordnungsmacht einschließt. An diesem Punkt setzt die Kritik am Verhalten von HausbesorgerInnen am häufigsten an.

Eine Frau berichtet, der Hausmeister verstehe sich zwar selbst als eine Art „Drehscheibe“ und möchte, dass die Kommunikation im Haus über ihn ablaufe. Er nehme eine Art Ordnerfunktion wahr, welche die Interviewte selbst für gut befindet, die jedoch nicht von allen Parteien akzeptiert werde. Auch Berichte über Waschküchenschlüssel als Druckmittel und über parteiisches Verhalten des Hausbesorgers in Streitfällen waren von einigen der Befragten zu hören.

Deutlich herauszuhören war allerdings, dass man sich HausmeisterInnen als „**Kommunikatoren**“, als Anlaufstelle für Beschwerden aller Art und damit Konflikten indirekt vorbeugend, und sogar als „**Streitschlichter**“ sehr wohl wünschen würde – wenn auf deren „Überparteilichkeit“ Verlass wäre.

Gebietsbetreuung

Die Gebietsbetreuung ist als Instanz, die für das Schlichten von Mieterkonflikten zuständig wäre, kaum bekannt. Es ist auffallend, dass von den 18 in Gemeindebauten lebenden InterviewpartnerInnen sich nur drei, alle gebürtige ÖsterreicherInnen, an die Gebietsbetreuung gewandt haben. Einzelne Befragte – ÖsterreicherInnen ebenso wie MigrantInnen – gaben zu, von dieser Einrichtung noch nie gehört zu haben, aber auch bei manchen anderen, die sich

nicht länger bei diesem Thema aufhielten, entstand der Eindruck, darüber nicht Bescheid zu wissen. Dabei liegt der zentrale Tätigkeitsschwerpunkt der Gebietsbetreuung für den Bereich städtische Wohnhausanlagen in der Schlichtung von Mieterkonflikten, was für viele Befragte durchaus eine hilfreiche Unterstützung darstellen könnte.

Eine Interviewpartnerin ging auf ihre Erfahrungen mit der Gebietsbetreuung ausführlich ein. Sie und ihr Mann hatten sich dort über den Hausmeister wegen nicht ordentlich durchgeführter Reinigungsarbeiten beschwert. Sie erzählte, die Mitarbeiterin der Gebietsbetreuung habe ihnen geraten „sich zurückzuhalten“, sie gleichzeitig aber darüber informiert, dass es ihnen zustehe, den Putzdienst einzufordern.

Das Problem, das sie bei uns gesehen hat, war, dass wir auch eine persönliche Ebene insofern haben, dass wir nicht per Sie sind, sondern eben per Du. Also dass schon das Du-Wort da ist und auch eine gewisse Nähe zwischen uns. Und da hat sie gesagt, ist es dann schon sehr schwierig. Wenn jemand dann so wankelmütig ist in seinen Gefühlen und einmal so und einmal so sagt, das ist halt dann nicht ganz einfach.

In der Folge habe die Gebietsbetreuerin dann „Wiener Wohnen“ als Vorgesetzten des Hausmeisters informiert und es sei zu einem Gespräch zwischen zwei Vertretern von „Wiener Wohnen“, dem Hausmeister, ihr und ihrem Mann gekommen; die Gebietsbetreuung habe sich mit dem Konflikt nicht weiter befasst. Unter der Voraussetzung, dass sich die Frau an das Gespräch korrekt erinnert, hat die Gebietsbetreuung hier wohl unangemessen reagiert: zum einen, weil ein Naheverhältnis keinen Grund dafür darstellt, mit Kritik zurückzuhalten, und zum anderen, weil gerade die möglicherweise fehlende Distanz zwischen den beiden Konfliktparteien eine Gesprächsmoderation durch die Gebietsbetreuung sinnvoll erscheinen ließe.

Gegen Ende des Interviews ging sie noch ein zweites Mal auf die Gebietsbetreuung ein. Nachbarn hätten sich vor kurzem über sie bei „Wiener Wohnen“ wegen Lärmbelästigung beschwert. Sie wurde darüber informiert und aufgefordert, sich an die Hausordnung zu halten – ansonsten habe sie mit Konsequenzen zu rechnen. Sie ärgerte sich über diese Vorgangsweise und hätte sich als einen ersten Schritt die Einladung zu einem gemeinsamen Gespräch mit dem Beschwerdeführer erwartet. Ihrer Darstellung zufolge habe „Wiener Wohnen“ dies abgelehnt, weil dafür die Gebietsbetreuung zuständig sei.

Das [Vermitteln eines Gesprächs] macht aber Wiener Wohnen nicht, weil es sagt: „Ich hab die Gebietsbetreuung. Die Gebietsbetreuung ist für Konfliktsituationen zuständig.“ Sie schicken nur diesen Brief (...).

Meldet sich derjenige, der den Brief bekommen hat, oder tut er nichts, das ist Wiener Wohnen egal. Wenn aber ich anrufe und mit Wiener Wohnen spreche – das ist zwar anscheinend nicht wünschenswert seitens Wiener Wohnen –, dann tun die auch etwas. Zuerst haben wir vereinbart, dass, wenn noch mal was kommen sollte, dass sie das dann bitte an die Gebietsbetreuung weiter gibt. Ich habe mich aber dann, nach Rücksprache mit meinem Mann, entschlossen, nein, wir wollen das jetzt schon. Nicht warten, bis irgendwann etwas kommt, sondern dass wir das gleich haben. Weil sie ja aus Datenschutzgründen nichts sagen darf. Wir haben Wiener Wohnen gebeten, dass die Gebietsbetreuung eingeschaltet wird. Wiener Wohnen gibt den Akt an die Gebietsbetreuung weiter, die schreiben dann die zwei Parteien an. Dann hoffen wir, dass wir auch mit der Gebietsbetreuung über dieses Thema sprechen können. (...) Allerdings, wenn der Beschwerdeführer nicht möchte, dann können wir nichts tun. Dann haben wir aber von unserer Seite alle Möglichkeiten ausgeschöpft, um dem entgegen zu treten und mit dieser Person zu sprechen.

Laut Interviewpartnerin habe sich „Wiener Wohnen“ erst auf ihre Intervention hin bereit erklärt, den Konfliktfall an die Gebietsbetreuung weiter zu vermitteln. Anscheinend bestehen also Probleme, wie sie schon 2004 in der Evaluierungsstudie über die „Gebietsbetreuung neu“ des Instituts für Konfliktforschung aufgezeigt wurden, weiterhin. Im Zuge der Evaluierung wurde von Gebietsbetreuungen mehrfach moniert, dass „Wiener Wohnen“ Beschwerdefälle nicht weiterleite, weil man entweder über Rolle und Aufgaben der Gebietsbetreuung nicht Bescheid wisse oder deren Arbeitsbereich beschneiden wolle. Dieser zweite Aspekt findet möglicherweise im vorher genannten Beispiel seine Bestätigung, als „Wiener Wohnen“ anscheinend das Konfliktgespräch mit dem Hausmeister ohne Beteiligung der Gebietsbetreuung durchführte.

Hausverwaltung, „Wiener Wohnen“

Eine Hilfestellung erwarten sich einige der Befragten in Konfliktfällen natürlich auch von der Hausverwaltung. Allerdings wird diese nicht als vermittelnde Instanz, sondern mehr als **Beschwerdestelle** erlebt, die sich von Fall zu Fall auf die Seite des einen oder anderen Mieters stellt, wohl auch Sachentscheidungen trifft, aber sich insgesamt nicht für das Verhältnis der Mieter untereinander zuständig fühlt. In diesem Sinn wird die Hausverwaltung auch bemüht; um Beschwerden zu deponieren oder Regeln (Hausordnung) durchzusetzen.

Ähnlich ist die Sicht auf „Wiener Wohnen“, das für die Interviewten als Servicestelle und Anlaufstelle für Beschwerden fungiert und auch als vorgesetzte Stelle des Hausmeisters verstanden wird, in Konflikten aber kaum als mediatorische Instanz begriffen wird. Wie oben beschrieben, ist die Gesprächsbasis vieler Hausparteien so schwach, dass auch bei alltäglichen Problemen schnell der Ruf nach der „Behörde“ laut wird.

In Konfliktfällen kommunizieren die Streitparteien nicht selten nur mehr über „Wiener Wohnen“ miteinander. Zum Teil besteht Unzufriedenheit mit dem Beschwerdemanagement. Auch hier stehen Rechte, Ansprüche und Sachentscheidungen im Vordergrund und nicht die Erwartung, dass Konflikte so geschlichtet werden, dass das Miteinanderleben danach reibungsloser oder sogar gut nachbarschaftlich verläuft.

Empfehlungen

Vorausgeschickt sei, dass in unserer Untersuchung im Wiener Stadtgebiet keine „hot spots“ sozialer Konflikte ausfindig gemacht wurden, die etwa mit der Pariser „banlieue“ oder lokal identifizierbaren gefährdeten Zonen in anderen europäischen Großstädten vergleichbar sind. Obwohl für die Interviewdurchführung Wohngebiete ausgewählt wurden, in welchen vermutet werden konnte, dass die Wohn- und Lebenssituation von mehreren ungünstigen Faktoren zugleich bestimmt wird, fanden sich zwar vielfach Auseinandersetzungen, die nach dem Muster „Taten statt Worte“ ausgetragen wurden, aber deutlich seltener bereits eskalierte Konflikte unter Verwendung von selbstgeschaffenen Feindbildern (siehe dazu das Kapitel „Eskalationsstufen“). Konflikte, die so weit gehen, dass sie auf eine „Vernichtung des Feindes“ zielen, waren nicht auszumachen. „Hot spots“ sind Gebiete, die als gefährliche oder zumindest unsichere Orte empfunden werden, und als solche wurden die Interviewzonen durchgängig von niemandem wahrgenommen.

Allerdings lässt sich feststellen, dass einerseits in fast allen Gesprächen **Störungen beim „gutem Wohnen“** konstatiert wurden und andererseits Versuche zu deren **kommunikativer Lösung** weitgehend fehlen – an diesem Befund setzen die Empfehlungen an.

Die zweite Vorbemerkung geht dahin, dass die Wohnpolitik nicht alleine die Voraussetzungen für ein „friedliches Zusammenleben“ herstellen kann, sondern dass auch andere Politikbereiche davon berührt sind. Dies betrifft insbesondere den Status von MigrantInnen – von vielen InterviewpartnerInnen wurden „die Ausländer“ als „das Problem“ beim Zusammenwohnen gesehen. **MigrantInnen bleiben „Fremde“**, denen alle Störungen zugeschrieben werden, und das ist ein Ausfluss dessen, dass sie, mit geringer Bildung und wenig Aufstiegschancen, sozial marginalisiert und deklassiert sind.

Auf Basis der Analyse der durchgeführten Interviews lassen sich Empfehlungen für eine Konfliktminimierung beim nachbarschaftlichen Zusammenleben formulieren, die ihre Bestätigung auch in den Erfahrungen von internationalen Modellprojekten finden.⁶ Im Sinne eines **Frühwarnsystems** sollen Konfliktursachen möglichst rasch – wenn nicht sogar antizipierend – erkannt und darauf reagiert werden. Unsere Vorschläge fokussieren auf den Gemeindebau, da

⁶ Siehe dazu etwa den Forschungsbericht des Instituts für Konfliktforschung, „Konfliktlösungsmodelle für Großwohnanlagen“, durchgeführt im Auftrag der MA 50, Wien 2002.

die Studie im Auftrag des Wohnbauressorts erstellt wurde, es handelt sich dabei mehrheitlich aber um Anregungen, die auch in anderen großräumigen Formen des Zusammenwohnens Anwendung finden könnten. Diese Empfehlungen beziehen verschiedene Ebenen ein, weil nur ein solcher **Patchwork-Ansatz** auf unterschiedliche Problemlagen reagieren kann.

„Imagepflege“ Gemeindebau

Aus der Untersuchung geht hervor, dass die BewohnerInnen von Gemeindebauten unter dem „schlechten Ruf“ des Gemeindebaus leiden und insbesondere in den letzten Jahren eine deutliche Geringschätzung dieser Wohnform über die veröffentlichte Meinung wahrgenommen haben. Das entspricht nicht dem Lebensgefühl und der Wohnzufriedenheit der Gemeindebau-BewohnerInnen selbst, die überwiegend mit ihrer Wohnsituation zufrieden sind. Allerdings trübt der „schlechte Ruf“ diese Zufriedenheit, da das „Ansehen der Wohngegend“ als stark gefühlsbesetzter Faktor auch auf das Identitätsgefühl und das Selbstbewusstsein der Ansässigen zurückwirkt.

Es empfiehlt sich daher:

- Eine **Imagekampagne** für den Gemeindebau, die die Vorzüge dieser Wohnform transportiert, indem z.B. Wohnanlagen ins Bild gebracht werden, die zeitgemäß wirken und dem Image des Gestrigen und sozial Deklassierten entgegenwirken, indem Beispiele eines funktionierenden Miteinanders von Alt- und Neo-ÖsterreicherInnen gezeigt werden und die Idee des sozialen Wohnbaus medial positiv besetzt wird.
- **Gegensteuern bei medialen Kampagnen**, die den Gemeindebau zum Inbegriff eines Problemfalls stilisieren, wie das bereits der Fall war und im Zuge der nächsten Wahlkämpfe wieder geschehen könnte.

„Aktion Sauberkeit“

Das „Schöne“ einer Wohnanlage, das Gepflegte und Unversehrte spielt stark in die Wohnzufriedenheit, weil damit vielfach Bedürfnisse nach Ordnung und Zuhause-Sein berührt werden. Verwahrlosung, Verschmutzung und Vandalismus stören diese Zufriedenheit empfindlich.

Eine vom Wohnbaustadtrat initiierte „Aktion Sauberkeit“ (Arbeitstitel), die auf diese Bedürfnisse reagiert, müsste zwei Perspektiven umfassen:

- **Ordnungspolitik:** Die ordnungspolitische, aber eher symbolische Seite einer solchen Aktion wäre das strengere Einmahren von Spielregeln, was die Verschmutzung von Höfen, Stiegenhäusern, Müllräumen etc, betrifft. Das Strafen für Wegwerfsünden geht bereits in diese Richtung. Für das konfliktfreie Zusammenleben in Wohnanlagen wichtiger ist aber ein konstruktiver Ansatz, der auf das Verantwortungsbewusstsein für den Zustand des Wohnhauses und der Wohnumgebung zielt.
- **Verantwortungsbewusstsein:** Die andere Perspektive der Aktion müsste, um nachhaltige Wirkung zu erzielen, auf eine Hebung des Verantwortungsgefühls jedes einzelnen Mieters/jeder einzelnen Mieterin für die mit anderen MieterInnen geteilte Wohnsituation abzielen. Hierbei kommen nicht nur Fragen der Verschmutzung oder Sachbeschädigung in Betracht, sondern in größerem Umfang auch die Sorge um ein intaktes Umfeld, funktionierende Kleininfrastruktur (Bänke, Mistkübel, Sandkisten, Spielkäfige etc.) und ein Moment der Mitgestaltung des eigenen Lebensraumes, also der Partizipation.
- Die Image-Kampagne für den Gemeindebau, der „Hausmeister neu“, die Gebietsbetreuung könnten in dieser Aktion mitbedacht und mit je eigenen Rollen versehen werden.

„Hausmeister neu“

Nicht nur im Sinne einer Konfliktvermeidung, auch im Sinne der Wohnzufriedenheit empfiehlt sich die Wiedereinführung einer Dienstleistung vom Typ des „Hausmeisters“. Nicht allerdings der „Hausmeister alt“, der mit Putzdienst und Ordnungsfunktionen betraut ist und je nach Charakter und Neigung kommunikative und soziale Aufgaben wahrgenommen hat, sondern der „Hausmeister neu“, der auch weiterhin Ordnungsfunktionen übernimmt, zudem aber über sozialarbeiterische und mediatorische Fähigkeiten verfügt, die in einer eigens geschaffenen Ausbildung vermittelt werden.

Die Aufgabenschwerpunkte eines solchen neuen Typs „Hausmeister“ wären:

- **Kommunikation und Kontaktpflege:** Die vorliegende Untersuchung zeigt, dass Kontaktverhalten und Kontaktpflege – vor allem zwischen bestimmten Gruppen –

häufig nicht einem gut nachbarschaftlichen Verhältnis entsprechen, sondern schon Vorstufen von Konflikten darstellen (Sprachlosigkeit, Voreingenommenheiten, Feindbilder). Der „Hausmeister neu“ hätte die ausdrückliche Aufgabe, Kontakte aktiv herzustellen und für eine Gesprächsbasis im Haus zu sorgen.

- **Mietertreffs und Stiegenfeste:** Mit in diesen Aufgabenbereich gehört es, Gelegenheiten für das Kennlernen und Kommunizieren der Mieter zu schaffen, indem – im Konfliktfall durchaus auch anlassbezogen – Mietertreffen organisiert und beworben werden oder auch zwanglose Stiegen- oder Hoffeste veranstaltet werden.
- **Einführung der NeumieterInnen:** Eine wichtige Bruchstelle, an der immer wieder Kontakte verloren gehen und neue Kontakte an Schwellen scheitern, stellt der Neuzug von MieterInnen dar. Der „Hausmeister neu“ könnte aktiv die Einführung neuer MitbewohnerInnen und das „house-warming“ übernehmen.
- **Kommunizieren der Spielregeln:** HausmeisterInnen sind ohne Verantwortung für die Hausordnung nicht vorstellbar. Allerdings sollen Spielregeln nicht nur eingefordert, sondern auch kommuniziert werden. Von der Rolle des „Wohnanlagen-Sheriffs“ könnte der/die HausmeisterIn entlastet werden, indem seine/ihre Aufgabe stärker auf das Schaffen eines Verantwortungsgefühls **aller** MieterInnen für das gemeinsame Wohnen, den Zustand des Hauses und der Wohnumgebung gerichtet wird, um Verschmutzung und Vandalismus vorzubeugen – also eine Verschiebung von Ordnungsfunktionen (Rechten und Pflichten) hin zu einer Instanz, die selbstverantwortliches gemeinsames Wohnen vertritt.
- **Streitschlichtung:** Der „Hausmeister neu“ sollte dazu ausgebildet sein, Vorstufen von Konflikten zu erkennen, in Konflikten zu vermitteln und Eskalationen zu verhindern. Das gilt für offene Konflikte, seien diese persönlicher oder sachlicher Natur, aber auch präventiv, indem vor allem zwischen den in der Studie beschriebenen häufigsten Konfliktparteien (SeniorInnen versus Jugendliche, „alle“ gegen Kinder, „InländerInnen“ versus „AusländerInnen“) vermittelt wird.
- **Ombudsmann und Verbindungsstelle:** Der Hausmeister/die Hausmeisterin könnte – nach beiden Richtungen – die Verbindungsstelle zur Hausverwaltung, zu „Wiener Wohnen“ oder der Gebietsbetreuung darstellen, einerseits Interessen und Anliegen der MieterInnen vertretend, andererseits Interessen der Behörden (z.B. Aktion Sauberkeit) an die MieterInnen herantragend.

Die Rolle des „Hausmeisters neu“ ist also in erster Linie eine soziale, die einer Ansprechperson und der kommunikativen Vermittlung. Zum Aufgabenprofil gehört also nicht die Übernahme von Reinigungsaufgaben, aber die Prävention von „physical disorder“, weil sich solche Zeichen von Vernachlässigung negativ auf die Beziehungsqualität in der Nachbarschaft auswirken. D.h., er sollte etwa für kleinere Reparaturen zuständig sein und Beschädigungen rasch beheben.

In erster Linie soll er/sie aber die **MieterInnen „zusammenbringen“** – ÖsterreicherInnen und MigrantInnen, Jüngere und Ältere usw. Dafür bieten sich erprobte interkulturelle Projekte an wie Kochkurse und „Gemeinsames Essen“, Spielveranstaltungen für die Kinder oder Mietergärten. Einzelne InterviewpartnerInnen erzählten, sie wären gerne zu Nachbarschaftshilfe, wie das Erledigen von Einkäufen für Kranke oder Ältere, bereit – es müsste aber offenkundig jemand dafür die Initiative und die Organisation übernehmen.

Nach den Ergebnissen der vorliegenden Studie sollten HausmeisterInnen **vor Ort wohnen**, um mit dem Haus vertraut zu sein und möglichst oft als AnsprechpartnerInnen zu Verfügung zu stehen – nur dann „kümmern“ sie sich in der Wahrnehmung der BewohnerInnen um das Haus. Die Beschäftigung von „externen“ HausmeisterInnen würde allenfalls mit einer sehr häufigen Anwesenheit in der Anlage funktionieren (Erreichbarkeit ganztags oder zu verschiedenen, wechselnden Tageszeiten; Vorhandensein eines Büros).

Es würde sich empfehlen, das Modell „Hausmeister neu“ in einigen Musteranlagen einzuführen und nach einiger Zeit (1 Jahr) durch eine Befragung der MieterInnen zu evaluieren.

Neue Hausordnungen – maßgeschneidert, partizipativ entwickelt und allgemein bekannt

Unzufriedenheit und Konflikte – wie sie im Rahmen dieser Untersuchung beschrieben wurden – sind zumindest teilweise darauf zurückzuführen, dass die vorhandenen Hausordnungen nicht greifen. Entweder sie werden nicht befolgt, weil sie nicht für sinnvoll und lebensnah erachtet werden oder nicht (genügend) bekannt sind, was wiederum einige BewohnerInnen erzürnt – oder sie werden zu streng überwacht, was den Unmut der Eingeschränkten hervor-

ruft. So scheinen die Hausordnungen und ihr „Vollzug“ an den Bedürfnissen aller Beteiligten vorbeizugehen.

Deshalb lautet unsere Empfehlung:

- **auf partizipativer Basis neue Hausordnungen** zu entwickeln,
- die für den jeweiligen Gemeindebau **maßgeschneidert** sind,
- **von Zeit zu Zeit** an die sich verändernden Bedürfnisse **angepasst** werden,
- **in adäquater Form bekannt gemacht** werden (speziell an neue MieterInnen) und
- deren **Einhaltung** idealerweise **vom Kollektiv**, das sie entwickelt und beschlossen hat, **überwacht** wird (z.B. einer MieterInnenversammlung).

Gebietsbetreuung

Im Rahmen der Untersuchung war auch geplant, der Rolle der Gebietsbetreuung für städtische Wohnhausanlagen in Zusammenhang mit Nachbarschaftskonflikten bzw. ihrer Konfliktlösungskompetenz nachzugehen. Ein überraschendes Ergebnis der Interviews war, dass nur drei Befragte jemals Kontakt mit der Gebietsbetreuung hatten und die meisten anderen diese Einrichtung offenkundig nicht kannten. Die Erzählung einer Gesprächspartnerin legt nahe, dass bei der Kooperation zwischen Gebietsbetreuung und „Wiener Wohnen“ einige Reibungspunkte bestehen.

Es ist also notwendig,

- die **Gebietsbetreuung stärker bekannt** zu machen (z.B. durch „Sprechstunden“ in den größeren Gemeindebauten)
- die **Zuständigkeiten und Kompetenzen** insbesondere bei der Vermittlung in Konflikten (zwischen MieterInnen untereinander, aber auch zwischen MieterInnen und HausbesorgerInnen oder „Wiener Wohnen“) zu klären. Gerade auch bei der Verwirklichung des Modells „Hausmeister neu“ ist eine solche Abklärung erforderlich.